

1 | März 2011

εὐangel

Magazin für missionarische Pastoral



Gemeinschafts- formen des Christlichen

Norbert Mette

Gemeinde – eine Wiederentdeckung
des Zweiten Vatikanischen Konzils

Hildegard Wustmans

Von der Notwendigkeit der Pfarrgemeinden,
sich zu verändern und Neues zu wagen

Josef Bordat

Kirche im Web 2.0 – einige Anmerkungen

Stefan Lesting

Aufbruch in neue Gemeinschaftswelten
im Internet

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

ISSN 2191-3781

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

die Diskussion um die Zukunft der Kirche, die sich nicht zuletzt am Memorandum „Kirche 2011 – ein notwendiger Aufbruch“ entzündet hat, schlägt derzeit hohe Wellen. Auch wenn mancherseits darauf hingewiesen wird, dass die diskutierten Themen letztlich nicht im Zentrum der Botschaft des Evangeliums stehen (und tatsächlich ist die Kirche und ihre Verfassung ja kein Selbstzweck), so ist es doch mehr als nur eine Randfrage, wie und in welchen Formen sich die Gemeinschaft von Christinnen und Christen ausdrückt. Denn der Mensch ist eben wesentlich ein soziales Wesen. Wie und welche Gemeinschaftsformen er im religiösen Bereich entwickelt, sagt etwas Grundsätzliches darüber aus, wie der Glaube sich ausdrückt und wie er weitervermittelt wird.

Das erste *εὐαγγελ*-Heft im Jahr 2011 befasst sich daher, ohne konkret auf die tagesaktuellen Diskussionen einzugehen, mit den Gemeinschaftsformen des Christlichen. Innerhalb dieses – auch auf längere kirchengeschichtliche Zeiträume besehen – Dauerbrenner-Themas sind zwei Schwerpunkte gewählt: Zunächst wird aus zwei Perspektiven das Thema „Gemeinde“ als die derzeit (noch?) privilegierte Sozialform des Christlichen angegangen. *Norbert Mette* gibt einen Einblick in die Genese dessen, was seit dem zweiten Vatikanum als Gemeinde bezeichnet wird und besonders die communiale

Grundstruktur auf allen kirchlichen Ebenen betont. Wichtig ist, dass alle Gläubigen zur Mitverantwortung am kirchlichen Handeln aufgerufen sind; Gemeinde soll deswegen nicht einfach nur Sozialform, sondern Praxisform des Christlichen sein (*H. Steinkamp*). Ob sie dies angesichts einer sich differenzierenden und pluralisierenden Gesellschaft noch zu leisten imstande ist, problematisiert *Hildegard Wustmans*. Sie lenkt den Blick auf Schwierigkeiten, denen sich das Konzept der



„Gemeinde“ derzeit ausgesetzt sieht: Sie spricht oft nur noch wenige Segmente der Gesellschaft an und erreicht nolens volens einen großen Teil der Menschen gar nicht mehr – obgleich sich die Botschaft des Evangeliums doch an alle richten sollte. Die Gemeinde wird sich also ändern müssen – „Sozialformkreativität“ (*R. Bucher*) ist gefragt!

Ein zweiter Schwerpunkt liegt auf einem vielleicht noch aktuelleren Thema, zumindest gibt es die technischen Grundlagen noch nicht allzu lange: die Kirche im

Web 2.0. Das Web 2.0 zeichnet sich durch vielfältige soziale Interaktionsmöglichkeiten aus, so dass das Internet mehr als nur zur reinen Informationsvermittlung („Web 1.0“) dient. Auch die Kirchen beginnen, das Web 2.0 zu entdecken. Der „digital native“ *Stefan Lesting* gibt einen Überblick über die neuen „Gemeinschaftswelten“, die sich im Netz auch aus kirchlicher Sicht bieten. Die neuen Möglichkeiten werfen aber auch ganz grundsätzliche medienwissenschaftliche Fragen auf. So weist *Josef Bordat* in seinem Beitrag auf drei Hauptschwierigkeiten des Web 2.0 hin, die für die kirchliche Verkündigungsarbeit von hoher Relevanz sind: Scheinklarheit, Scheindemokratisierung und Scheinempathie. Schließlich stellt sich noch das Referat „Glaubensinformation und Online-Beratung“ vor, das für die Internet-seelsorge zuständig ist.

Abgeschlossen wird das Thema „Gemeinschaft“ durch mehrere kürzere Beiträge, die beispielhaft alternative kirchliche Gemeinschaftsformen aufzeigen, wie etwa die ermutigenden Gemeindebildungsprozesse im Bistum Poitiers oder das Konzept der Kleinen Christlichen Gemeinschaften (KCG). Lassen Sie sich inspirieren – und lassen Sie die Redaktion teilhaben an Ihren eigenen Einschätzungen und Erfahrungen!

Ihr

Tobias Ullrich

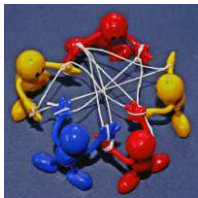
**Schwerpunkt:
Gemeinschaftsformen des Christlichen**



Norbert Mette
**Gemeinde – eine Wieder-
entdeckung des Zweiten
Vatikanischen Konzils**

Gemeinde ist nicht gleich-
zusetzen mit Pfarrei! Norbert
Mette stellt einen Begriff und
seine Implikationen vor. 5

Hildegard Wustmans
**Von der Notwendigkeit der Pfarrgemeinden,
sich zu verändern und Neues zu wagen** 11



Josef Bordat
Kirche im Weg 2.0
Einige Anmerkungen

Die gegenwärtige digitale
Revolution ist eine Heraus-
forderung auch für die Kirche.
Josef Bordat zeigt Chancen,
aber auch Risiken auf. 17

Stefan Lesting
Aufbruch in neue Gemeinschaftswelten 22

Beispiele

- ▶ *Dieter Tewes*
Kleine Christliche Gemeinschaften
Missionarisch und partizipativ Kirche sein
in großen pastoralen Strukturen 28
- ▶ *Hadwig Müller*
Gemeindebildungsprozesse in Poitiers 33
- ▶ *Cosmas Hoffmann*
Benediktinische Gastfreundschaft
Gemeinschaft auf dem Weg –
Gemeinschaft auf Zeit 36
- ▶ *Martin Hochholzer*
Christliche Männerarbeit: Kirche unterwegs 39
- ▶ *Peter Winnemöller*
katholon.net – ein Forum und mehr 40
- ▶ *Sebastian Berndt*
Den Twitterern ein Twitterer
Twallfahrt @ iSiedeln:
Twitterwallfahrt zum Kloster Einsiedeln 42

Editorial 2

KAMP intern

Sebastian Berndt
Medialisierte soziale Kommunikation
Seelsorge 2.0: Das Referat
„Glaubensinformation und Online-Beratung“ 44

Was mich als Christen bewegt
Norbert Lammert 49

Das missionarische Projekt
Sarah Winterer
Projektwoche „junge kirche unterwegs zu dir“ 50

Die aktuelle Studie
Tobias Kläden
**Der „Religionsmonitor 2008“
der Bertelsmann Stiftung**
Teil 2 52

Rezension
**Heinzpeter Hempelmann, Der neue Atheismus
und was Christen von ihm lernen können** 54

Termine & Berichte

▶ *Markus-Liborius Hermann*
Ehrenamt und Kirche
71. Österreichische Pastoraltagung 55

▶ *Hubertus Schönemann*
**Religion in Europa: Pluralismus,
Säkularisierung, neue Vitalität**
Vortrag von Prof. Dr. Hans Joas 58

▶ *Tobias Kläden*
**Tagung „Religionspolitik als neue
Herausforderung“** 60

▶ *Tobias Kläden*
Projekt „Theologie OST“ 61

Seitensprung

Sebastian Berndt
Thaumazein
Kathartischer Katalysator 63

Vorschau & Impressum 64

Gemeinschaftsformen des Christlichen

Gemeinschaft – eine Einheit, die mehr ist als die Summe ihrer Teile. Aber ist ihr Preis zwangsläufig, in ein standardisiertes, einengendes Ideal passen zu müssen? Menschen haben ihre Ecken und Kanten. Doch bei einer übermäßigen Betonung der Unterschiede will sich nicht so recht ein Ganzes einstellen. So symbolisieren beide Bilder berechnete Anliegen, nämlich Einheit und Vielfalt. Zugleich aber zeigen sie, dass sich Gemeinschaft zwischen diesen Polen verwirklichen muss und diese Spannung weder zu

Einheitlichkeit noch zu Unverbundenheit aufgelöst werden kann.

Unser Heft will daher die sich aus dieser Spannung notwendig ergebenden, vielfältigen Gestalten von „Gemeinschaftsformen des Christlichen“ in den Blick nehmen. Unsere besondere Aufmerksamkeit gilt dabei der Frage, wie in Zukunft christliche Gemeinschaft aussehen kann. Dazu stellen wir Ihnen einige (noch?) ungewöhnliche, innovative Entwicklungen von Gemeinschaftsformen vor.



Gemeinde – eine Wiederentdeckung des Zweiten Vatikanischen Konzils

Norbert Mette

„Pfarrei“, „Gemeinde“, „Pfarrgemeinde“, „Kirchengemeinde“ – die Begriffe klingen ähnlich, doch sie transportieren unterschiedliche Vorstellungen von dem, was viel mehr ist als nur die kleinste kirchliche Verwaltungseinheit. Norbert Mette skizziert die Genese und Entwicklung des seit dem Zweiten Vatikanum theoretisch und praktisch einflussreichen Gemeindebegriffs. Mit ihm werden besonders die Mitverantwortung aller Gläubigen am Handeln der Kirche und die kollegiale Grundstruktur der ganzen Kirche betont.

Es war ein eher versteckter und offensichtlich nachträglich eingefügter Abschnitt in der dogmatischen Kirchenkonstitution „Lumen gentium“ des letzten Konzils, der in der Nachkonzilszeit theologisch und pastoral eine beachtliche Wirkung entfaltet hat: In Abschnitt 26 dieser Konstitution heißt es, dass die „Kirche Christi ... wahrhaft in allen rechtmäßigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen anwesend“ ist. Und weiter: „In ihnen werden durch die Verkündigung der Frohbotschaft Christi die Gläubigen versammelt, in ihnen wird das Mysterium des Herrenmahls begangen ... In diesen Gemeinden, auch wenn sie oft klein und arm sind oder in der Diaspora leben, ist Christus gegenwärtig, durch dessen Kraft die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche geeint wird.“ Liest man diesen Text vor dem Hintergrund des bis dahin vorherrschenden katholischen Kirchenverständnisses, klingt er völlig ungewohnt. Kirche im vollen Sinn, so war im

kirchlichen Denken verbreitete Meinung, ereignet sich als Weltkirche mit ihrem Mittelpunkt in Rom. Die Bistümer und die Pfarreien galten als so etwas wie „Ableger“ dieser Weltkirche, die ihre Dignität als Kirche allererst von dieser empfangen. Anders dieser Konzilstext: Da, wo vor Ort Gläubige das, was seit apostolischer Zeit Kirche ausmacht (vgl. Apg 2,42–47), gemeinsam vollziehen, nämlich das Wort Gottes verkündigen, beten und Eucharistie feiern, den Notleidenden zur Seite stehen und über den Bischof Gemeinschaft mit der Gesamtkirche halten, ereignet sich Kirche im vollen Sinne – selbst oder gerade da, wo sie arm und klein sind und eine Minderheit bilden. Diese Sichtweise liegt in der Logik der ekklesiologischen Auffassung, die auf dem letzten Konzil wieder zur Geltung gekommen ist: Die Kirche ist nicht eine Institution, die zentralistisch strukturiert ist, sondern eine Gemeinschaft von Gemeinschaften – als Gesamtkir-

che eine Gemeinschaft der verschiedenen Ortskirchen (Bistümer), als Ortskirche eine Gemeinschaft der verschiedenen Pfarreien. Die deutsche Übersetzung des Konzilsabschnitts verwendet hier den Begriff „Gemeinde“, einen Begriff, der laut Auskunft des „Lexikons für Theologie und Kirche“ aus der damaligen Zeit im katholischen Vokabular nicht



Norbert Mette ist an der Universität Dortmund Professor für Katholische Theologie und ihre Didaktik mit dem Schwerpunkt Religionspädagogik/Praktische Theologie.

vorkam, sondern als protestantisch galt.

Gerade dieser Begriff fand in der Nachkonzilszeit im katholischen Raum rasch breite Verwendung, nicht nur theoretisch, sondern auch und vor allem praktisch. Von der konziliaren Sichtweise der Kirche als „Volk Gottes“ bekräftigt, sahen sich viele Gläubige in ihrer bereits vorher praktizierten Auffassung bestätigt oder neu dazu aufgefordert und ermutigt, sich als tätige und verantwortliche Subjekte der Kirche zu begreifen und dieses auch in aktivem Engagement vor allem in der näheren Umgebung, der Pfarrei, einzubringen, sei es in den bestehenden Vereinen, sei es in neu sich bildenden Gruppierungen. Hier liegen beispielsweise die Anfänge der Einrichtung von Pfarrgemeinderäten, Liturgiekreisen u. a. m. Die vormals streng hierarchische Struktur der Pfarrei mit dem Pfarrer an der Spitze, der, umgeben von einem oder mehreren Kaplänen, das Sagen hatte und für welchen Laien gewissermaßen als dessen „verlängerter Arm“ fungierten, wurde durch das Akzeptieren und Ernstnehmen der Mitverantwortung prinzipiell aller Gläubigen an der Heilssendung der Kirche erheblich aufgelockert. Demokratische bzw. synodale Elemente hielten Einzug in die katholische Kirche, insbesondere an ihrer „Basis“.

Diese nachkonziliaren Entwicklungen in den Pfarreien wurden begleitet und vorangetrieben durch eine intensive theologische Reflexion, und zwar sowohl seitens der an diesem praktischen Prozess Beteiligten selbst als auch in der theologischen Wissenschaft. Mit dem Thema „Gemeinde“ beschäftigten sich nicht nur die praktische

Theologie, sondern auch die Exegese, Kirchengeschichte und Dogmatik. Es sei hier nur an einige wenige markante Stationen erinnert.

Eine große Rolle spielte ein kleines Buch, erschienen in einer Reihe von Handreichungen für den pastoralen Dienst („Pastorale“), die im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz von der Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen herausgegeben wurde: „Die Gemeinde“, verfasst von Henry Fischer, Norbert Greinacher und Ferdinand Klostermann (Mainz 1970). Weite Verbreitung fand das darin formulierte Motto: „Unsere Pfarreien müssen zu Gemeinden werden“ (15). Es wurde also zwischen „Pfarrei“ und „Gemeinde“ unterschieden in Gefolge der beiden Begriffen vorher jeweils gegebenen (soziologischen) Bestimmung: Die Pfarrei wurde als kirchlicher Verwaltungsbezirk umrissen, „in dem ein mehr oder weniger großer Anteil der Pfarrmitglieder nur eine passive Rolle spielt“ (14). Die Definition der Gemeinde lautete: „Sie stellt eine Gruppe von Menschen dar, die an Jesus Christus glauben und versuchen, ihr individuelles und gemeindliches Leben an der Botschaft des Neuen Testaments auszurichten; die Gemeindemitglieder sind in der Gemeinde in ein Geflecht von sozialen Beziehungen hineingebunden und übernehmen bestimmte Funktionen in der Gemeinde; den Mittelpunkt des Gemeindelebens bildet die Gemeindeversammlung, besonders der eucharistische Gottesdienst; die Gemeinde stellt aber kein Getto dar; sie versteht sich als integrierter Teil der Gesamtkirche und weiß sich verpflichtet zum Dienst an der Gesellschaft“ (ebd.). Diese, wie angedeutet, soziolo-

gischen Umschreibungen wurde ergänzt und vertieft um eine theologische, so wie sie der Wiener Pastoraltheologe Ferdinand Klostermann in seinem Buch „Prinzip Gemeinde“ (Wien 1965) entfaltet hatte. Demnach ist Gemeinde nicht nur eine bestimmte Sozialform der Kirche, gewissermaßen ihre kleinste Einheit, sondern der gesamten Kirche kommt wesentlich ein „gemeindlicher Charakter“ zu. Kirche als ganze lebt wesentlich als Gemeinde, als Gemeinde der damals und heute Jesus Nachfolgenden, der als der von seinem Vater Erhöhte ihr einziger Herr ist. Daraus ergibt sich „die fundamentale und ‚wahre Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum Aufbau des Leibes Christi‘ (Kirchenkonstitution Nr. 32)“ (31). Unter dem erhöhten Christus sind die Gläubigen geschwisterlich miteinander verbunden. Die Autoren sprechen von einer „kollegialen Grundstruktur“, die der ganzen Kirche zu eigen ist.

Dieser Punkt – das sei als Anmerkung eingeschoben – ist sehr wichtig, weil er eins unmissverständlich deutlich macht: Ein nachhaltiger Aufbau der Gemeinde im Kleinen nach Maßgabe der verantwortlichen Teilhabe aller Gläubigen am Leben und an der Sendung der Kirche kann nur gelingen, wenn dieses Prinzip auch auf den anderen Ebenen der Kirche zum Zuge kommt. Wenn das nicht beherzigt wird, steht sich die Kirche strukturell selbst im Wege, weil das strikt-hierarchische Prinzip, das dem Klerus die maßgebliche Verantwortung für das kirchliche Wirken vorbehält, und das gemeindliche Prinzip sich widersprechen. Viele Probleme und Konflikte, mit denen es die ka-



Bilder von Gemeinde I **Pyramide**

Es ist klar, wer an der Spitze steht – und dass die große Mehrheit die Basis bildet.

tholische Kirche nach dem Konzil zu tun bekommen hat und auch gegenwärtig zu tun hat, haben in dieser Unvereinbarkeit der beiden Prinzipien ihre Wurzel. Um es auf den wesentlichen Punkt zuzuspitzen: Es geht nicht um die Institution des (Leitungs-)Amtes in der Kirche als solches, sondern um sein Verständnis und seine Ausübung. Deswegen haben die Autoren des Bändchens „Gemeinde“ gerade diesem Thema große Aufmerksamkeit gewidmet und Wege aufgezeigt, wie durch ein sachgemäßes Verständnis des Amtes als Dienst und eine entsprechende Praxis die Gläubigen zu der ihnen eigenen Mündigkeit geführt und zum Einbringen ihrer genuinen Begabungen (Charismen) ermutigt werden können.

In der Tat: Wo Priester sich von jeglicher klerikalen Herrschafts- und Bevormundungsattitüde frei gemacht haben, wo sie konsequent der Maxime von Augustinus „Für euch habe ich ein Amt, mit euch bin ich Christ“ gefolgt sind, da war eine wichtige Voraussetzung erfüllt, dass sich ein kirchliches Leben entfalten konnte, das vom Zusammenwirken vieler getragen und gestaltet wurde und wird. Das war nicht nur an den durch Veröffentlichungen als „Modellgemeinden“ bekannt gewordenen Orten der Fall, in der damaligen Bundesrepublik Deutschland beispielsweise die Christkönigsgemeinde in Eschborn, St. Franziskus in Dortmund-Scharnhorst oder St. Ludwig in Ibbenbüren. Sondern

es kam an vielen Orten zu größeren oder kleineren Aufbrüchen. Das Bild in den Pfarreien oder Pfarrgemeinden vor dem und nach dem Konzil hat sich gewaltig verändert. Schon allein darin, wer damals und wer heute an der Gestaltung der Gottesdienste aktiv beteiligt ist, findet das seinen Ausdruck; das übrige gemeindliche Leben verdankt sich noch stärker der Mitarbeit von ehrenamtlich sich engagierenden Gläubigen. Insofern lässt sich behaupten, dass das, was als „gemeindlicher Aufbruch“ in der katholischen Kirche bezeichnet werden kann, insbesondere für die kirchliche Praxis „vor Ort“ erhebliche Veränderungen mit sich gebracht hat. Nicht zuletzt verdient es erwähnt zu werden, dass die Reformprozesse vor Ort stark ökumenisch ausgerichtet waren, was etwa bis in die Gründung von ökumenischen Gemeindezentren in Neubaugebieten hinein seinen Niederschlag fand.

Um diese Entwicklung allerdings nicht allzu sehr in einem verklärten Licht erscheinen zu lassen, muss im Auge behalten werden, dass sie keineswegs unbedingt in eitler Harmonie verlaufen ist, sondern nicht selten durchaus mit erheblichen Konflikten verbunden war. Diese rührten letztlich daher, dass unterschiedliche Meinungen darüber, was Christsein ausmacht, aufeinanderstießen – eine stärker noch vorkonziliar geprägte Sichtweise einerseits und eine vom Konzil beförderte und teilweise seine Anliegen weitertreiben wollende Sichtweise andererseits. Solche Konflikte auszutragen, war man in der katholischen Kirche kaum gewohnt. Es waren darum nicht selten eher kritisch und reformorientiert eingestellte Gläubigen, die frustriert über

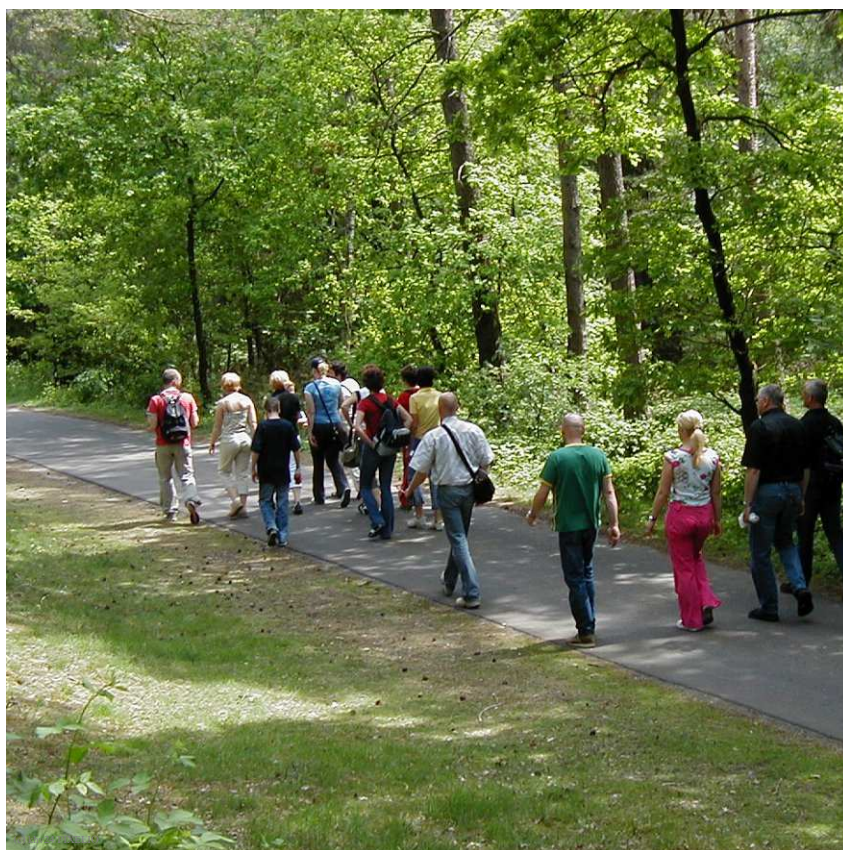
mangelhafte Konfliktaustragung sich schließlich resigniert aus dem gemeindlichen Leben zurückzogen und sich anderweitig (in kirchlichen oder nichtkirchlichen Zusammenhängen) engagierten – mit der Folge, dass an solchen Orten der gemeindliche Aufbruch erheblich an ihn kreativ vorantreibenden Ressourcen einbüßte. Hinzu kam, dass manche Bistumsleitungen zu fürchten begannen, dass durch solche Aufbrüche zu viel Unruhe in die Kirche hineingetragen würde, und aus vermeintlicher Sorge um die Einheit ihnen eher restriktiv gegenüberstanden (was sich z. B. auf personalpolitische Entscheidungen auswirkte), als dass sie dem Reformkurs „grünes Licht“ gaben und ihn so bestärkten. Das Setzen auf Kontrolle, dass alles in geordneten Bahnen verlief, war häufig genug ausschlaggebender als das Vertrauen darauf, dass der Heilige Geist letztlich den rechten Weg weisen wird.

Die „Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland“ (1971–1975) hat einen beachtlichen Aufwind für die in Gang gekommene Gemeindeentwicklung vor Ort mit sich gebracht. „Die Gemeinde“, so hat der damalige Sekretär der Synode, Karl Lehmann, als erste von fünf Leitlinien, die die Synode für das kirchliche Leben vorgegeben habe, formuliert: „Die Gemeinde als Trägerin und als Bewährungsfeld vieler bedeutsamer pastoraler Vollzüge steht im Mittelpunkt vieler Aussagen.“ In drei Beschlüssen findet sich sinngemäß das zitierte Motto aus dem Pastorale „Gemeinde“ wieder: „Aus einer Gemeinde, die sich nur versorgen lässt, muß eine Gemeinde werden, die ihr Leben verantwortlich selbst mitgestaltet“, heißt es etwa programma-

tisch im Beschluss zur Rahmenordnung für die pastoralen Strukturen (I). Wie ernst diese Programmatik genommen wurde, wird daran deutlich, dass in einigen Diözesen innerhalb der Ordinariate Abteilungen zur Gemeindeberatung und -entwicklung eingerichtet wurden.

Als Zwischenbemerkung sei darauf aufmerksam gemacht, dass sich bei der Verwendung des Gemeindebegriffs leicht terminologische Schwierigkeiten einstellen können: Folgt man etwa dem Pastorale „Gemeinde“, findet sich dort bereits eine zweifache Verwendung: Auf der einen Seite wird soziologisch – wie

aufgezeigt – zwischen Gemeinde und Pfarrei zwar differenziert. Auf der anderen Seite wird aber postuliert, dass die Pfarrei zur Gemeinde werden soll. Das hat dazu geführt, dass vielfach das, was früher „Pfarrei“ genannt wurde und bis heute kirchenrechtlich so heißt, einfach in „Gemeinde“ umbenannt wurde bzw. in „Pfarrgemeinde“ oder „Kirchengemeinde“. Auf der anderen Seite findet sich im Pastorale aber auch die theologische Bestimmung von „Gemeinde“ als konstitutivem Prinzip für die gesamte Kirche auf allen ihren Ebenen und in ihren verschiedenen Ausformungen. Demnach ist



Bilder von Gemeinde | **Wandergruppe**

Das Volk Gottes ist unterwegs – in froher Gemeinschaft, in Richtung auf das Ziel.

etwa auch der Vollversammlung einer Bischofskonferenz ein gemeindlicher Charakter zu eigen – oder, programmatisch formuliert, sollte er es sein. Vom theologischen Prinzip her ist es problematisch, den Gemeindebegriff mit der Pfarrei als der kleinsten territorial strukturierten kirchlichen Sozialform einfachhin gleichzusetzen. Die Pfarrei kann Gemeinde sein; aber nicht jede Pfarrei ist Gemeinde. Zudem gibt es – bereits im Pastorale „Gemeinde“ ausdrücklich erwähnte – nicht territorial gebundene kirchliche Sozialformen, für die das Gleiche gilt. Durch solche terminologische Klärungen könnten manche Missverständnisse, die sich in der strittigen Debatte über die sog. „Gemeindetheologie“ eingestellt haben, gelöst und damit auch Polemiken entkräftet werden. „Gemeinde“ ist theologisch eher etwas Ereignishaftes als etwas bereits fest Gegebenes; sie realisiert sich dort, wo das Volk Gottes konkret Nachfolge praktiziert. Sie ist – so hat es Hermann Steinkamp treffend bestimmt – vor allem eine Praxisform und nicht bloß eine Sozialform.

In diesem Sinne haftet der Rede von Gemeinde etwas Programmatisches an, so etwas wie eine erstrebenswerte Vision von Kirche als dem Volk Gottes unterwegs (so eine vielfach von den Basisgemeinden in Brasilien gebrauchte Selbstbezeichnung). Dass damit strukturelle Konsequenzen verbunden sind, hat wohl kaum ein anderer Theologe mit solcher Klarheit aufgezeigt wie Karl Rahner in seiner Schrift „Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance“ (Freiburg/Br. 1972). Fünf Merkmale führt er darin an, die kennzeichnend sind für eine „Kirche der

Zukunft“ – zumindest wie sie nach ihm theologisch gedacht werden kann: offen, ökumenisch, basisorientiert, demokratisch und gesellschaftskritisch. Auch wenn sich diese Merkmale gegenseitig ergänzen und so als gemeinsames Ganzes gesehen werden müssen, sei auf den Abschnitt „Kirche von der Basis her“ etwas näher eingegangen. Er beginnt mit dem Satz: „Die Kirche der Zukunft wird eine Kirche sein, die sich von unten her durch Basisgemeinden freier Initiative und Assoziation aufbaut“ (115). Und etwas später heißt es: „Die Kirche wird nur dasein, indem sie immer neu wird durch die Glaubensentscheidung und Gemeindebildung der einzelnen inmitten einer eben nicht von vornherein christlich geprägten profanen Gesellschaft“ (ebd.). Damit will Rahner nicht einfach die Pfarreien abgeschrieben wissen. Sie können vielmehr durchaus einen Rahmen abgeben, innerhalb dessen sich eine oder mehrere Christengemeinden bilden können – mit unterschiedlichen Zusammensetzungen und/oder Schwerpunkten. Wo auch immer solche Basisgemeinden zustande kommen und wie auch immer sie sich bilden – im Wesentlichen kommt es nach Rahner darauf an, dass sie die genannten kirchlichen Grundfunktionen erfüllen. Weil sie Quelle und Höhepunkt des kirchlichen Lebens ist, muss dafür Sorge getragen werden, dass in diesen Gemeinden auch die Eucharistie gefeiert werden kann. Sofern das aufgrund eines fehlenden Priesters nicht möglich ist, muss es – so schreibt Rahner wörtlich – ermöglicht werden, „dass eine solche Basisgemeinde einen aus ihrer Mitte kommenden geeigneten Gemeindeleiter dem Bischof der Großkirche präsen-

tiert und von ihm eine relative Ordination und Anerkennung für diese bestimmte konkrete Gemeinde rechtens erwartet“ (117). Dabei komme es nicht darauf an, ob als Gemeindeleitung ein Mann oder eine Frau fungiert und ob sie verheiratet ist oder nicht. Entscheidend sei, dass einer offiziell anerkannten Gemeinde nicht die Möglichkeit zu der für ihr Leben konstitutiven Eucharistiefeier vor-enthalten werde.

Mit Blick auf die kirchliche Realität wird man nüchtern eingestehen müssen, dass diese Vision Rahners von einer „Kirche der Zukunft“ – zahlreiche Theologen und Theologinnen haben sich bis in die jüngste Gegenwart ähnlich geäußert – nicht nur in diesem Punkt, sondern auch in den vier anderen Wunschtraum geblieben ist. Die Frage ist allerdings, welchen Preis sich die Kirche damit eingehandelt hat. Sicherlich sind die enorme Erosion in der aktiven Beteiligung am kirchlichen Leben und darüber hinaus der anteilmäßige Rückgang der Kirchenzugehörigkeit in der Gesamtbevölkerung nicht allein auf innerkirchliche Faktoren zurückzuführen. Aber sehr wohl haben die Kirchen ihrerseits Anteil daran – die katholische wohl etwas anders als die evangelische. Der Vertrauensverlust, den sich die katholische Kirche in jüngster Zeit eingehandelt hat, ist eklatant und in seinen langfristigen Auswirkungen noch gar nicht abschätzbar.

Erfahrungsgemäß schlägt das negative Image, das diese Kirche derzeit aufgrund nicht zuletzt selbst verschuldeter Ursachen in großen Teilen der Öffentlichkeit genießt, dort nicht so sehr durch, wo in der konkreten Begegnung mit ihr, im gemeinsam gelebten Miteinander von den Kirchenan-



Bilder von Gemeinde | Teamgeist

Wenn alle zusammenhalten und an einem Strang ziehen, kann die Gemeinde viel bewegen.

gehörigen andere, positive Erfahrungen gemacht werden. Wenn Christen und Christinnen ihrer Gemeinde, der sie sich zugehörig fühlen, die Treue halten und weiterhin – in welchem Ausmaß auch immer – an ihrem Leben partizipieren, dann liegt das nicht daran, dass sie vor der verbreiteten Stimmungslage die Augen verschließen und völlig introvertiert sich „nach außen“ abschließen. Sondern dann liegt das daran, dass sie in ihrem Nahbereich mit ihrem Christsein und der Kirche – bei allen Fragen und Zweifeln, die auch sie haben – zu viel positive Erfahrungen verbinden, als dass sie das alles einfach hinter sich lassen könnten. Sie lassen sich nicht einreden, dass in der Tat missliche oder gar absto-

ßende Erscheinungsformen der Kirche die Kirche schlechthin sein sollen.

Kirche lebt wesentlich – in Folge der Beziehung Gottes zu seinem Volk – aus Beziehungen, als ein durch Kommunikation und Partizipation geprägtes beziehungsreiches Miteinander, das sich nicht abkapselt, sondern offen ist und einladend mit Blick auf die anderen. Das macht „Gemeinde“ aus. Alle Ämter und Dienste in der Kirche, alle kirchlichen Strukturen haben keinen anderen Zweck, als solche Beziehungen zu ermöglichen und zu fördern. Daran sind sie zu prüfen. Das gilt auch für die in Gang begriffene pastorale Neuordnung auf Bistumsebene, von der die herkömmlichen Pfarreien zu-

gunsten der Bildung von Pfarreiengemeinschaften oder ihrer Zusammenlegung mit Nachbarpfarreien stark betroffen sind. In bestimmten Bereichen, vor allem in organisatorischer Hinsicht, kann das sicherlich die Synergieeffekte mit sich bringen, die sich die für die Neuordnung Verantwortlichen von solchen größeren Seelsorgeeinheiten versprechen. Die entscheidende Frage ist jedoch, was mit Blick auf die Ebene der Beziehungen geschieht. Hier muss unbedingt die Einrichtung von größeren Räumen um die Schaffung von kleinen, sich selbst tragenden Einheiten – „Basisgemeinden“ nach Rahner – ergänzt werden. Entsprechend der Vielfalt von Beziehungsmöglichkeiten kann es dabei zu einer Vielfalt solcher Gemeinden kommen. Bleibt dies aus bzw. wird das nicht gebührend gefördert, droht die Kirche die Nähe zu den Menschen – nicht nur den Gläubigen – zu verlieren. Sie darf sich nicht wundern, dass sie dann bei nicht wenigen den Eindruck erweckt, es ginge ihr mehr um ihre Selbsterhaltung als um ihr uneigennütziges Dasein und ihren Dienst für die Menschen mit all dem, was sie bewegt – „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“. Im Übrigen: Würde das, was in den letzten Jahrzehnten theologisch im Zusammenhang von „Gemeinde“ reflektiert (und zum Teil ansatzweise auch erprobt) worden ist, von der Kirchenleitung ernst genommen und Schritt für Schritt praktisch umgesetzt werden, wäre der Spielraum ihres Handelns viel größer, als er es aufgrund der unterlassenen Reformen derzeit ist. ■

Von der Notwendigkeit der Pfarrgemeinden, sich zu verändern und Neues zu wagen

Hildegard Wustmans

Die (Pfarr-)Gemeinde als die bislang privilegierte kirchliche Standard-Sozialform gerät mehr und mehr unter Druck: Sie muss sich den Vorwurf gefallen lassen, immer mehr um sich selbst zu kreisen und nur noch wenige Milieus anzusprechen. Die Orientierung am Evangelium fordert die Gemeinden zu Kreativität und Veränderungen auf. Hildegard Wustmans plädiert für die Notwendigkeit von Ortswechseln, aber auch von Habituswechseln.

Eine Familie zieht um. Die neuen Nachbarn, zumindest ein Teil von ihnen, sind in der Pfarrgemeinde aktiv. Kaum sind die Umzugskisten ausgeladen, stellen sie sich freundlich vor. Und nicht nur das, sie werben sogleich für ihre Pfarrgemeinde und die verschiedenen Aktivitäten: den Kirchenchor, die Kindergruppe, den Bibelkreis und das Frühstück nach dem Familiengottesdienst. Und unmissverständlich wird auch klar, wer sich an diesem Ort wirklich beheimaten will, sollte sich auch in der einen oder anderen Weise am Gemeindeleben beteiligen. Allein die Neuhinzugezogenen werden nicht nach ihren Wünschen oder Vorerfahrungen befragt. Dass die Pfarrgemeinde schon das Richtige ist, wird einfach als Tatsache behauptet.

Ein weiteres Beispiel: Haupt- und Ehrenamtliche einer Pfarrgemeinde fragen sich, warum sie immer nur die gleichen Personen

und dabei vor allem Senioren/-innen und Familien ansprechen. Das Angebot ist vielfältig, eigentlich müsste für jeden/jede etwas dabei sein. Es gibt natürlich Familien- und Seniorengottesdienste, in unregelmäßigen Abständen auch einen Jugendgottesdienst,



Hildegard Wustmans ist Professorin für Pastoraltheologie an der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz.

aber der Zulauf ist nicht groß. Im Gegenteil, die Zahl der Gottesdienstbesucher/-innen geht insgesamt langsam, aber merklich zurück. Neuzugezogene sieht man kaum und junge Leute eigentlich so gut wie nicht. Ein Lichtblick sind da die Familiengottesdienste, die einmal im Monat stattfinden, da kommen dann mehr. Vor diesem Hintergrund beschließen die Verantwortlichen der Pfarrgemeinde (Pfarrer, pastorale Mitarbeiter/-innen und Pfarrgemeinderat), sich bei einer Klausur diesen Fragen zu stellen. Mit einer externen Begleitung vereinbaren sie als ersten Schritt den Blick von außen. Der Referentin werden zur Vorbereitung diverse Mitteilungsblätter und Flyer zugänglich gemacht und die Homepage genannt. Und was fällt auf?

Bei dem Pfarrblatt von St. Martin, so nennen wir die Pfarrgemeinde einmal, fällt der „Kopf“ ins Auge. Hier wird der Blick zuallererst auf die Bankverbin-

dung gelenkt. Danach erst ist zu lesen, wann das Pfarrbüro geöffnet ist und wer die Ansprechpartner sind. Der Blick geht dann gleich nach unten zu dem Bildchen „Ans Danken denken“. Dieser appellative Satz wirkt bemüht. „Oben“ wird auf das Geld verwiesen und „unten“ steht der Dank als Appell. Der gut gemeinte Hinweis kommt nicht gut an.

tergliederungen auskennt. Wer jedoch so Termine bekannt gibt, kann „Neue“ nicht wirklich ansprechen, es fehlen wesentliche Erklärungen und Hinweise.

Darüber hinaus sind die Angebote am Lebenslauf der Normalbiografie ausgerichtet: Es gibt etwas für die Senioren, für die Ministranten/-innen, für die älteren Frauen und Mütter und ihre Kindern oder bei Kolping. Aber

einigen Regionen schon längst nicht mehr die Regel¹.

Auffallend viele Tippfehler in den Pfarrbriefen vermitteln den Eindruck, dass das alles in Eile und damit mit wenig Achtsamkeit erstellt worden ist. Zitate und fromme Sprüche finden sich als Füllmaterial. Ähnlich verhält es sich mit den typischen Pfarrbrief-Bildchen. Wer fühlt sich davon wirklich angesprochen? Was sagen diese Bilder? Welche Aufgabe haben sie? Sollen sie Inhalte visuell verstärken oder Lücken füllen? Gerade an diesen Punkten zeigt sich auch die bisweilen abschreckende Wirkung der typischen Pfarrbriefgestaltung. Es kann fatale Folgen haben, wenn die ästhetische Dimension der „Auftritte“ unterschätzt oder gar abgewertet wird nach dem Motto „Alles nur Schein, es kommt auf die Inhalte an“².

Im Pfarrbrief von St. Martin findet sich auch ein Hinweis, dass es gesprächsbereite Menschen gibt. Man fragt sich, gesprächsbereit wofür? Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt: Beratung, Therapie ...? Und dann gibt es da auch noch Menschen, die sich um die „Neuen“ kümmern wie um die Alten und Kranken. Sind die „Neuen“ eine Problemgruppe? Allerdings stellen sich jene, die sich um die „Neuen“ kümmern, bezeichnenderweise selber im Pfarrbrief nicht vor. Will man mit ihnen in Kontakt kommen, muss man sich erst an das Pfarrbüro



Bilder von Gemeinde | **Konferenz**

Diskussionen, Gremienarbeit und gemeinsame Beschlüsse konstituieren die Gemeinde.

Bei den Terminhinweisen wird eindeutig das Signal gesendet: Was bei uns geschieht, ist der Leserin, dem Leser ohnehin schon bekannt und im Grunde selbstverständlich. Man versteht das alles, wenn man dazugehört bzw. sich in der Kirche und ihren Un-

was gibt es für Singles und Voll-erwerbstätige, z. B. unter den Frauen? Die Angebote belegen, dass sich die Struktur des Sozialraums Gemeinde an dem Wahrnehmungsmuster des Normal-Lebenslaufs orientiert. Allerdings ist dieser Normal-Lebenslauf in

¹ Vgl. Rainer Bucher, Jenseits der Idylle. Wie weiter mit den Gemeinden? In: Ders. (Hg.), Die Provokation der Krise. Zwölf Fragen und Antworten zur Lage der Kirche. Würzburg 2004, 106–124: 107.

² Vgl. zu diesem Gesamtkomplex Michael N. Ebertz/Bernhard Wunder (Hg.), Milieupraxis. Vom Sehen und Handeln in der pastoralen Arbeit. Würzburg 2009.

wenden. Aber würde ich das tun? Nein. Es wäre mir zu umständlich. Ich würde mir gerne im Vorfeld ein „Bild“ von dem Gesprächspartner / der Gesprächspartnerin machen. Insgesamt wäre es mir die Sache wohl einfach nicht wert.

Sicherlich, das sind selektive Blitzlichter, und es ist gewiss, dass es auch gelungene Beispiele der Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit von Pfarrgemeinden gibt. All das belegt aber auch, dass wohl kaum von der Gemeinde zu sprechen ist. Die Gemeindewirklichkeit sieht vielmehr an jedem Ort anders aus. Darüber hinaus hängt es auch von den Lebensumständen und Einstellungen der Menschen ab, ob sie sich in Pfarrgemeinden beheimaten können und wollen. Und dennoch sagen die Beispiele etwas über den allgemeinen Zustand einer Vielzahl von Gemeinden – man bemüht sich, auf Andere zuzugehen, ist aber inhaltlich noch immer an das gebunden, was in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts Hochkonjunktur feierte: die Pfarrfamilie. „Die Gemeindeftheologie 1970 war der Versuch, in Zeiten der beginnenden Freisetzung zu religiöser Selbstbestimmung auch von Katholikinnen und Katholiken die katholische Kirche von einer amtszentrierten Heilsinstitution zu einer quasi-familiären gemeindlichen Lebensgemeinschaft umzuformatieren. [...] Die gemeindeftheologische Modernisierung der Nachkonzilszeit wollte freigeben („mündiger Christ“) und gleichzeitig wieder in der ‚Pfarrfamilie‘ eingemeinden. Sie wollte Priester und Laien in ein neues gleichstufiges Verhältnis bringen – bei undiskutierbarem Leitungsmonopol des priesterlichen Gemeindeleiters. Sie wollte

eine Freiwilligengemeinschaft sein, die aber auf ein spezifisches Territorium bezogen sein sollte, sie wollte für alle da sein, war es doch für immer weniger“³.

Dies attestiert auch Rolf Zerfaß bereits 1986 in einem Artikel⁴. Er hält fest, dass Gemeinden vielfach keine Lernorte des Glaubens sind, sondern mehr und mehr Orte „eines beklemmend unpolitischen Bewußtseins und einer mitunter erschreckenden Selbstherrlichkeit (besonders gegenüber Gescheiterten, Geschiedenen, Fernstehenden oder solchen, die nicht glauben können)“⁵. Zerfaß beschreibt Gemeinden als Orte „beharrlichen Kreisens um sich selber, um den Kirchturm, das Pfarrfest und die wenigen Personen, die derzeit (und wie lange schon?) im Pfarrgemeinderat das Sagen haben“⁶. Und Rainer Bucher stellt Jahrzehnte später ähnliche Anfragen an die „Aufmerksamkeits- und Wahrnehmungsstrukturen“⁷ von Gemeinden. Dabei geht es für die Gemeinden nicht mehr darum zu fragen: „Wie lebendig sind wir?“, sondern: „Wen schließen wir eigentlich aus?“⁸, nicht zu fragen: „Wie halten wir unsere Sozialformen am Funktionieren?“⁹,

sondern: „Wofür gibt es sie [die Gemeinden; HW] eigentlich und wie müssen sie sich vielleicht ändern, um ihre Aufgabe heute erfüllen zu können?“¹⁰ Und so kommt er zu dem Schluss, dass „sich die ‚die Gemeinde‘ permanent ‚neu erfinden‘“¹¹ muss. „Sie muss immer wieder definieren: Was bedeutet das Evangelium hier und was das Hier und Heute für das Evangelium? Und vor allem: Welche institutionelle Form muss ich hier und heute eigentlich haben, um diese Aufgabe zu erfüllen?“¹²

Dass diese Fragen noch immer zu stellen sind und dies auch angesichts der Erkenntnisse der Sinus-Milieu-Studie¹³ und ihrer Fortführungen, zeigt, welch ein „Sozialformkonservatismus“¹⁴ de facto anzutreffen ist. Allerdings kann man gegenwärtig schon den Eindruck haben, dass die privilegierte kirchliche Sozialform Gemeinde, wie die Institution Kirche im Gesamten, seit geraumer Zeit mehr und mehr unter Druck gerät¹⁵. Die Entwicklungen zeigen,

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd.

¹² Ebd.

¹³ Carsten Wippermann/Isabel de Magalhães, Zielgruppen-Handbuch. Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus® 2005. Eine qualitative Studie des Instituts Sinus Sociovision zur Unterstützung der publizistischen und pastoralen Arbeit der Katholischen Kirche in Deutschland im Auftrag der Medien-Dienstleistung GmbH und der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle. Heidelberg 2005.

¹⁴ Bucher 2004, 128.

¹⁵ Dies belegen die seit Jahren zurückgehenden Zahlen von Gottesdienstbesuchern/-innen, die Kirchengaststritte und die Bemühungen, die Versorgung der Gemeinden bei weniger werdenden Priestern zu gewährleisten. Vgl. Matthias Sellmann, Weltpriester: die gegenwärtig riskanteste Großberufung in der Kirche. In: Lebendige Seelsorge 61 (2010) 99–105; 101 und ebenso die Ausführungen von Hans-Joachim Sander

³ Rainer Bucher, 1935-1970-2009. Ursprünge, Aufstieg und Scheitern der „Gemeindeftheologie“ als Basiskonzept pastoraler Organisation der katholischen Kirche. In: Lucia Scherzberg (Hg.), Gemeinschaftskonzepte im 20. Jahrhundert zwischen Wissenschaft und Ideologie. Münster 2010, 289–316: 314f.

⁴ Vgl. ebd. 315.

⁵ Rolf Zerfaß/Klaus Roos, Gemeinde. In: Gottfried Bitter/Gabriele Miller (Hg.), Handbuch religionspädagogischer Grundbegriffe. Bd. I. München 1986, 132–142: 133.

⁶ Ebd.

⁷ Bucher 2004, 126.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd. 128.

dass die Formen, wie Kirche sich und auch Religion strukturiert, immer weniger greifen. Es ist nicht mehr zu leugnen, dass es erhebliche Veränderungen im „religiösen Feld“¹⁶ gegeben hat und dass nur bedingt Mut vorhanden zu sein scheint, neue Wege in der Pastoral zu gehen. Vieles, was getan und geplant wird, erscheint im Modus des Bekannten und der vertrauten Sozialformen. Dabei wäre es an der Zeit, nicht mehr sozialformorientiert, sondern pastoralorientiert zu handeln und dabei sozialformkreativ zu werden¹⁷. Es geht dabei um nicht weniger als um die Umsetzung des ersten Satzes der Pastoralconstitution *Gaudium et spes*: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi, und es findet sich nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihrem Herzen Widerhall fände.“ Diesen Satz ernst zu nehmen, hätte zur Konsequenz, in Orte zu investieren, sie zu stärken, von ihnen zu lernen und einen Perspektiven- und Paradigmenwechsel zu vollziehen: Statt der Fixierung auf die gemeindlichen Befindlichkeiten und alles, was fehlt, wäre der Blick darauf zu lenken, was der Kirche an neuen Orten und von

bislang unerhörten Minderheiten an Talenten zugeführt werden könnte. Dies bedeutet in urbanen Kontexten, den Mut zu haben, an konkreten Orten auf Profile zu setzen, wie dies z. B. in Jugendkirchen, christlichen Zentren für Meditation und Spiritualität, Klöstern und in der Citypastoral geschieht. Aber das allein reicht nicht. Es gilt darüber hinaus, das Wagnis einzugehen, bekannte Orte zu verlassen und mit Menschen an neuen Orten die Bedeutung des Evangeliums zu entdecken. Dies hat dann nicht nur Ortswechsel zur Konsequenz, sondern es erfordert auch einen Habituswechsel.

Der Begriff des Habitus wurde von Pierre Bourdieu geprägt¹⁸. „Die soziale Lage der Individuen, die sich in ihrem Klassenhabitus ausprägt, manifestiert sich in der äußeren Erscheinung, in den Moralvorstellungen, im ästhetischen Empfinden und im Umgang mit den Produkten der Kulturindustrie – sie äußert sich im Geschmack.“¹⁹ Und in Zeiten des Mangels wird dieser Geschmack zu einem „Notgeschmack, der eine Art Anpassung an den Mangel einschließt und damit ein Sich-in-das-Notwendige-fügen, ein Resignieren vorm Unausweichlichen“²⁰.

Dieses „Sich-in-das-Notwendige-fügen“ wird auch in den unterschiedlichsten kirchlichen Maßnahmen zur Mangelverwaltung deutlich und zeigt sich besonders darin, dass pastorale Räume um den Priester herum und von ihm her gebildet werden. „Der Priester wird damit zur

entscheidenden Variable der territorialen Versorgung des pastoralen Raumes. Bildlich gesprochen: er wird von der Organisation wie ein einzelner Leuchtturm in das Dunkel installiert, dessen orientierendes Licht in immer weitere Fernen zu leuchten hat.“²¹ So kann man natürlich auf den (Personal-)Mangel reagieren, aber es wird letztlich wohl zu kurz greifen, weil nur im Modus des Bekannten agiert wird. Dies wird den Trend nicht umkehren und führt zu einer allgemeinen Überforderung, nicht zuletzt der Priester. Eine Möglichkeit, kreativ mit der Situation des Mangels umzugehen, liegt in den verstärkten Bemühungen, Pastoral in Netzwerken zu gestalten und damit neue Wege in der Pastoral zu beschreiten²².

Dabei ist die Arbeit in Netzwerken zugleich Ausdruck eines neuen Habitus und eines intensiven Kapitaleinsatzes, der nicht ökonomisches Kapital meint, sondern gerade auch kulturelles und soziales Kapital in den Blick nimmt²³. Arbeit im Netzwerk verlangt den Akteuren ab, dass sie eingefahrene Mentalitätsmuster überwinden und die Be-

zur Religions- und Pastoralgemeinschaft in: Ders., nicht ausweichen. Die prekäre Lage der Kirche (Glaubensworte). Würzburg 2002.

¹⁶ Vgl. Pierre Bourdieu, Das Lachen der Bischöfe. In: Ders., Religion (Schriften zur Kulturosoziologie 5). Konstanz 2009, 231–242; ders., Die Auflösung des Religiösen. In: Ebd. 243–249.

¹⁷ Vgl. Rainer Bucher, Die Neuerfindung der Gemeinde und des Pfarrgemeinderates. In: Lebendige Seelsorge 55 (2004) 18–22: 22 (= Bucher 2004a).

¹⁸ Vgl. Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M. 1987, 278 f.

¹⁹ Beate Kraus/Gunter Gebauer, Habitus. Bielefeld 2010, 37.

²⁰ Bourdieu 1987, 585.

²¹ Sellmann 2010, 101.

²² Vgl. Matthias Sellmann, Von der „Gruppe“ zum „Netzwerk“. Große pastorale Räume als Chance für eine durchbrechende Vielfalt kirchlicher Sozialformen. In: Anzeiger für die Seelsorge 119 (2010) 3, 19–23 (= Sellmann 2010a); Christian Bauer, Von der Pfarrei zum Netzwerk? Eine pastoralsoziologische Probebohrung. In: Diakonia 40 (2009) 119–126; Helmut Eder, Vom Gemeinde-Netz zum Netzwerk Gemeinde. In: Georg Ritzer (Hg.), „Mit euch bin ich Mensch ...“ (FS Friedrich Schleiermacher). Innsbruck 2008, 78–91.

²³ Vgl. Pierre Bourdieu, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.), Soziale Ungleichheiten. Göttingen 1983, 183–193.



Bilder von Gemeinde I **Schafherde**
Der Hirte geht voraus, alle folgen.

ziehungen der kirchlichen Orte untereinander und zu gesellschaftlichen Orten neu formatieren²⁴. Dies führt unweigerlich zu gegenseitigen Relativierungen und zu einer neuen Wahrnehmung von anderen Orten: Man kann von der Vielfalt im Raum profitieren. Zudem wird im Rahmen der Netzwerkarbeit das Handlungsmuster widerlegt, „Großräume seien ungeeignet für vitale Pastoral“²⁵. Allerdings kommen den einzelnen Gemeinden in einem Netzwerk andere Bedeutungen zu. Sie sind „in diesem Netz die niedrigschwellige, kontaktfreudige und leicht identifizierbare Basisstruktur“²⁶. Damit

ist angezeigt, dass es nicht mehr um die Gemeinde als vertraute Größe, eingeschworene Gruppe und Pfarrfamilie geht, sondern um die Vielfalt und die gegenseitige Bezugnahme von verschiedenen Orten, die für kreative Neuansätze im größeren Raum genutzt werden kann und soll²⁷. Der Schlüssel liegt in einem neuen Verhältnis zueinander – in wechselseitiger Ergänzung und arbeitsteiliger Kooperation. „Es käme darauf an, dass die kirchlichen Orte und ihr Personal in freier Selbstverpflichtung miteinander kooperieren, sich als Teil eines pastoralen Verbundes in-

nerhalb eines sozialen Nah- und Regionalraums (aber auch darüber hinaus) verstehen und immer weiter entwickeln. Eine solche Kooperation beginnt bereits mit einer Verbesserung der regelmäßigen und wechselseitigen Information, des konkurrenzlosen Über-sich-hinaus und Auf-einander-Verweisens und des regelmäßigen Sich-Abstimmens. Diese Kooperation kann gesteigert werden durch gewählte (und in der Regel zeitlich begrenzte) gemeinsame Projekte, wenn es sinnvoll ist, Kräfte zu bündeln, und durch Arbeitsteilung unter den Pfarrgemeinden, zwischen ihnen und anderen kirchlichen Orten; denn nicht jeder muss allen alles werden. Arbeitsteilung und Vernetzung sind – neben Zielorientierung – wichtige Kooperationsprinzipien: Was A macht, muss nicht B, was B und A machen, muss nicht C verdoppeln usw.“²⁸

Wer sich auf die Zusammenarbeit im Netzwerk einlässt, wird erfahren, dass der eigene Standort an Profil gewinnen kann, weil kontextgebundene Schwerpunktsetzungen nun leichter möglich sind. Dadurch entsteht im wahrsten Sinn des Wortes Vielfalt, und es ergeben sich Chancen und Möglichkeiten, Milieus zu erreichen, die sich von den gewohnten Sozialformen und Angeboten nicht angesprochen fühlen. „Mit der Zeit wird dann möglicherweise der zentrale Bezugspunkt der Pastoral nicht mehr vorzugsweise die einzelne Pfarrgemeinde sein, an der nur noch Minderheiten unter den Kirchenmitgliedern hängen, sondern ein neues charismatisches Netzwerk-Wir mit

²⁴ Vgl. Sellmann 2010a, 22.

²⁵ Ebd. 20.

²⁶ Bucher 2004a, 20.

²⁷ Vgl. Michael Hochschild, Religion in Bewegung. Zum Umbruch der Katholischen Kirche in Deutschland. Münster 2001, 101–113.

²⁸ Michael Ebertz, Gesellschaftlicher Wandel der Kirche. In: Theologie und Glaube 100 (2010) 319–343: 341.

einem breit gefächerten Panorama von Gemeinschaften, Initiativen und Angeboten, die jeweils über sich hinaus – und gegenseitig aufeinander verweisen und – was in aller Vielstimmigkeit wichtig ist – konzentriert sind.“²⁹

Welt von heute gilt es, dass das, was sinnvollerweise zu tun ist, nicht mehr alleine bewerkstelligt werden kann. Man braucht Partner/-innen, und das ist gut so. „Man gibt den Anspruch auf, ein Zentrum errichten zu wollen,

der Hilfe, des Festes und der Freude miteinander zu verbinden, ihnen ihren Raum und ihre Zeiten zu lassen und darin die Vitalität des Glaubens zum Ausdruck zu bringen³². Damit werden die bekannten Formen nicht gleich zum alten Eisen gelegt, aber sie werden unweigerlich herausgefordert, und dies mit weitreichenden Konsequenzen: Man erkennt, dass man nicht der Nabel der Welt ist und dass es auf vielfältige Kontakte im sozialen Raum ankommt. Und das wiederum erfordert es, die eigenen Stärken zu kennen und diese selbstbewusst ins Spiel zu bringen. Aber damit allein ist es nicht getan, es braucht ein echtes Interesse an anderen Akteuren, ihre Stärken sind anzuerkennen, und von ihnen ist zu lernen. So können neue Orte erschlossen werden, ohne zugleich alles aufgeben zu müssen. Und es wird der Tatsache Rechnung getragen, dass Menschen sich nicht mehr automatisch „eingemeinden“ lassen wollen³³. Aber Orte, an denen drinnen und draußen fließend sind, bieten neue Kontaktflächen³⁴. Neuzugezogene wird man dann nicht gleich für den Kirchenchor gewinnen wollen, es gäbe nicht nur die pfarrlichen Angebote, sondern auch interessante Schnittstellen zu Akteuren aus den unterschiedlichsten kirchlichen und sozialen Bereichen und für Menschen immer wieder die Möglichkeit, vorbeizuschauen, mitzumachen, zu genießen und weiterzugehen. ■



Bilder von Gemeinde | **Badestrand**
Sich wohlfühlen ist das Wichtigste.

All das geschieht jedoch nicht um seiner selbst willen, sondern angesichts der Tatsache, dass es der Kirche um die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute geht. Kirche ist kein Selbstzweck³⁰. Und im Rahmen der

Netzwerke agieren dezentral; ihre Vitalität entsteht aus den Zellen, die sich selbst organisieren, dann aber auf das Ganze des Netzes beziehen.“³¹ So werden Nullsummenspiele, falsche Konkurrenz und die Monopolisierung von Sozialformen und Praktiken überwunden. Im Netzwerk ist es möglich, Orte der Begegnung und der Nähe, der Einkehr und des Gebetes, der Dienstleistung und

²⁹ Ebd.

³⁰ Vgl. Rainer Bucher, Die pastorale Konstitution der Kirche. Was soll Kirche eigentlich? In: Ders. (Hg.), Die Provokation der Krise. Zwölf Fragen und Antworten zur Lage der Kirche. Würzburg 2004, 30–44: 31.

³¹ Sellmann 2010a, 22.

³² Vgl. ebd. 23.

³³ Vgl. Hans-Joachim Höhn, Gegen-Mythen. Religionsproduktive Tendenzen in der Gegenwart. Freiburg – Basel – Wien 1994, 140.

³⁴ Vgl. ebd. 137.

Kirche im Web 2.0

Einige Anmerkungen

Josef Bordat

Bei der letzten großen Medienrevolution, der Erfindung des Buchdrucks, stand die Kirche im Fokus des Geschehens – und zerbrach. In der gegenwärtigen „digitalen Revolution“ ist sie bisher eher nur Zaungast – obwohl ihr als dem ersten „Global Player“ das zugleich grenzüberschreitende und freisetzende als auch gemeinschaftsbildende und beziehungsschaffende Potential des Internets alles andere als fremd ist. Josef Bordat identifiziert als mögliche Ursache drei Grundprobleme der Ungewissheit – was ist Sein, was bloßer Schein? –, die in der Praxis des „Web 2.0“ noch weitgehend unreflektiert sind, aber gerade deshalb in der kirchlichen Praxis der Internetnutzung zu einem Misslingen von Glaubenskommunikation führen können.

Was ist das – „Web 2.0“?

„Web 2.0“ ist eine Sammelbezeichnung für Angebote der offenen und kostenlosen („open source“ [= Offenlegung des Programmiercodes für jedermann]) „social media“ („Soziale Medien“), die von „social communities“ wie „Facebook“ über Chats, Weblogs (kurz: „Blogs“), einschließlich „micro-blogging“ („Twitter“), und Foren bis hin zu themenbezogenen Jedermann-Enzyklopädien („Wikis“ [von wiki = hawaiianisch für schnell, was sich auf die schnelle und einfache Editierbarkeit im Browser bezieht], am bekanntesten das Online-Lexikon „Wikipedia“) reichen. Auch virtuelle Welten (etwa „Second Life“) gehören dazu, wobei ihre Dreidimensionalität bereits den Begriff „Web 3D“ herausgebildet hat, den einige schon als weiteren Schritt in die Zukunft des Netzes betrachten.

Das Neue am Web 2.0 ist die Verzahnung von Aufeinander- und Zusammenwirken. Neben dieser qualitativen Veränderung, die den Gegensatz von aktiver Bearbeitung und passiver Benut-

zung überwindet und den Benutzer zum Erzeuger, Bearbeiter und Beurteiler der Inhalte macht („user generated content“), ist es vor allem die quantitative Bedeutungszunahme, die das Neue am Web 2.0 ausmacht. Neben den neuen Techniken und neuen Anwendungen gibt es eine neue Dimension einer intensiven weltweiten Nutzung. So existieren etwa 200 Millionen Blogs. Das Netzwerk „Facebook“ hat 500 Millionen Nutzer. Es ist eine Medienrevolution im Gange, für die gilt: Wer nicht „dabei“ ist, ist draußen, auch wenn er „drin“ ist. Viele vergleichen sie schon mit der Erfindung des Buchdrucks.

Kirche im Web 2.0

Für die Kirche ist das ein problematischer Vergleich: In der ersten Medienrevolution vor mehr als 500 Jahren war sie im Fokus und zerbrach letztlich unter dem Druck der von Gutenberg umfunktionierten Weinpresse. Die Ideen der Reformation konnten nur durch die (für damalige Verhältnisse) in kurzer Zeit massenhaft gedruckten und verbreiteten

Flugblätter und Pamphlete den persönlichen Wirkungskreis ihrer Urheber überschreiten. Heute geht es ums Ganze: Globalität ist der Maßstab, unter dem in der medialen Kommunikation nichts mehr geht.

Das wiederum ist für die Kirche eine gute Nachricht: Der Katholizismus ist der erste „Global Player“ der Kulturgeschichte. Zu-

Dipl.-Ing. Dr. phil. Josef Bordat ist katholischer Philosoph und Publizist. An der Freien Universität Berlin ist er im Rahmen eines Projekts des Bundesministeriums für Bildung und Forschung als wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig.

Er bloggt unter <http://jobo72.wordpress.com>. Dort veröffentlicht er eine weiterführende Fassung dieses Artikels.



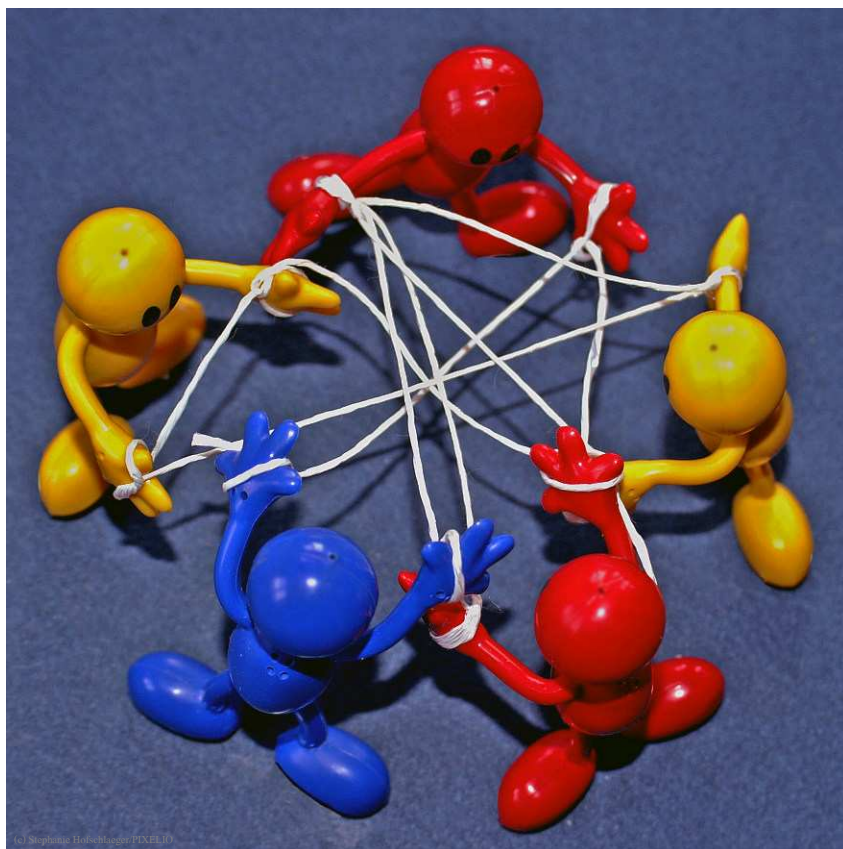
dem hat die Kirche mit ihrer Theologie und Pastoral für die Erscheinungen und das sich darin ausdrückende Wesen des Web 2.0 ein adäquates Begriffsrepertoire

anzubieten, wie der Medien- und Kommunikationswissenschaftler Norbert Bolz hervorhebt. Der Wunsch nach Aufmerksamkeit und Beziehung, nach Rückbindung („religio“) an eine Gemeinschaft („social community“), sich jedoch zugleich die Freiheit zu bewahren, in ihr nach mehr oder weniger starker Anbindung zu suchen („networking“), das alles ist der Kirche nicht fremd. Die Gleich-, Über- und Unzeitlichkeit des Internets, seine Entgrenzungseigenschaft und sein Einheitsgebaren lassen sich ohnehin nur mit Bezug zur Transzendenz verstehen. Nachdem die Digitalität des Computers auf einem schöpfungstheologischen Gedanken basiert (nämlich Leibniz' Binärcode, in dem die 1 für Gott und die 0 für Nichts steht), ist auch das Internet in seiner Konstitution zutiefst religiös. Das ist eine metatheoretische Steilvorlage für die Kirche.

Wie bei jeder Neuerung der wissenschaftlich-technischen Zivilisation gibt es beim Web 2.0 neben den Chancen auch Risiken, gerade für die Kirche, die dort ein pastorales Angebot unterhalten und ausbauen will. Ich möchte daher eine allgemeine Problemphänomenologie vorstellen und Schlussfolgerungen für das Thema „Kirche im Web 2.0“ ziehen.

Probleme des Web 2.0 und ihre Bedeutung für die Kirche

Die Markierung des „Problemfelds Web 2.0“ ist nicht einfach, bedingen sich doch formale und inhaltliche, ethische und epistemologische Fragen sehr stark. Eine genaue Typologisierung ist angesichts dessen nur schwer möglich, gleichwohl lassen sich – die kirchliche Verkündigungsarbeit betreffend – drei Hauptschwierigkeiten des Web 2.0



Bilder von Gemeinde I **Netzwerk**

Jeder verbindet sich mit möglichst vielen anderen – auf allen Wegen, mit allen Medien.

ausmachen: 1. Scheinklarheit (in Verbindung mit Scheinoffenheit und Scheinneutralität), 2. Scheindemokratisierung (bestärkt durch Scheinfreiheit), 3. Scheinempathie (erzeugt von Scheinnähe).

1. Scheinklarheit, Scheinoffenheit, Scheinneutralität

Der Wissensbestand des Web 2.0 – die „Wikipedia“ – steht für Klarheit, Offenheit und Neutralität. Das ist aber nur scheinbar der Fall. Ein soziographischer Blick auf die deutschen Administratoren liefert eindeutige Befunde: sie sind männlich, um die vierzig Jahre alt, als Angehörige der „C64-Generation“ in (informations-)technischen Fragen sehr kenntnisreich, akademisch gut ausgebildet, methodologisch und wissenschaftstheoretisch mit beiden Beinen auf dem positivisti-

schen Grund des naturalistischen Paradigmas technisch-(natur-)wissenschaftlicher Provenienz – und überwiegend areligiös; bei einer Umfrage bekannten sich nur vier Prozent von ihnen zum christlichen Glauben. Teilhabe ist unter diesen Bedingungen zwar möglich, muss aber einen Filter passieren (Scheinoffenheit), der nach bestimmten formellen Kriterien, aber auch informellen Diskursregeln errichtet wird (Scheinneutralität). Damit ist auch die Klarheit in vielen Fällen nur eine Scheinklarheit, die angesichts der weltanschaulichen Prädisposition ihrer Macher zu Lasten der Wahrheit geht. Das entscheidende Problem ist dabei, dass der Zusammenhang selbst für den Nutzer im Dunkeln bleibt, der in der Klarheit vor allem ein probates Rezept zur Reduktion von Kom-

plexität erkennt und darauf vertraut, dass die suggerierte Werturteilsfreiheit die angebotene Klarheit epistemologisch rechtfertigt.

Gerade bei religiösen Fragen gibt es diese Werturteilsfreiheit aber nicht. Hier muss man unterschiedliche Meinungen sorgfältig zusammentragen und bewerten, vor dem Hintergrund vernünftiger Überlegungen und der persönlichen Erfahrung. Zu dieser unumgänglichen Eigenleistung regt Wikipedia in ihrer Konstruktion gerade nicht an. Im Gegenteil: Die erfolgreich suggerierte Wikipedia-Klarheit färbt das Web 2.0. Viele Benutzer lassen sich von der lexikalischen Übersichtlichkeit mit ihrer scheinbaren Klarheit und Eindeutigkeit beeindrucken. Einmal für klar und eindeutig befunden, werden die Erträge einer Wikipedia-Recherche nicht mehr hinterfragt und prägen den Tenor von Beiträgen in allen journalistischen Formen und Qualitäten der medialen Online-Welt.

Schließlich dominieren in einem „wikipedisierten“ Web 2.0 punktuell zentrierte, ausschnittsartige und fragmentarische, vor allem aber kurze und knappe Beiträge mit dem Anspruch, die behandelten Fragen einer klaren, übersichtlichen, vor allem aber neutralen Antwort zuzuführen. Die Ironie dabei: Vernetztes, verzahntes Denken wird damit gerade im Internet, das ja von Vernetzung konstitutiv bestimmt wird, nicht gestärkt, da Hyperlinks oft nur ergänzende Zusatzinformationen bieten, aber meist nicht die Sättigung des Wissens durch vernetztes Denken initiieren.

Bei komplexen Themen führt die „Wikipedisierung“ zu unsachgerechten Verkürzungen und nicht etwa zu Einfachheit, sondern zu Banalität. Werden theo-

logische oder religiöse Fragen in diesem Rahmen abgehandelt, entstehen meist gänzlich ungeeignete Darstellungen. Damit muss Kirche im Web 2.0 zurechtkommen. Kirche im Web 2.0 darf dabei nicht zur „Kirche 2.0“ werden. Es wäre fatal, passten sich Theologie und Pastoral im Web 2.0 den Bedingungen des Mediums so sehr an, dass unter der Form schließlich der Inhalt litte.

2. Scheindemokratisierung und scheinbarer Freiheitszuwachs

Die „Wikipedisierung“ wirft die Frage nach Freiheit und Demokratie auf. Die oft beschworene Stärkung von Freiheit und Demokratie im und durch das Web 2.0 erweist sich im Lichte genauerer Betrachtung als Mogelpackung. Denn: Die Meinungsfreiheit wird im Netz nicht gestärkt, sondern gerät durch die implizite Überdehnung aufgrund der entgrenzten Praxis des Aufeinander- und Zusammenwirkens gerade in Gefahr. Gleichheit in der Ungleichheit, die sich aus den sehr verschiedenen Ausgangsbedingungen und Voraussetzungen ergibt, ist keine „Demokratisierung“, sondern der erste Schritt in die Informationsanarchie. Jeder würde unmittelbar einsehen, dass man zu Fachthemen Fachleute aufs Podium setzt, deren Diskussionskompetenz erwiesenermaßen hoch ist. Im Internet ist das anders: Wer will, der darf. Der Boom der „echten“ benutzergenerierten Inhalte (Foren, Blogs) zeugt davon, dass sehr viele wollen. Zudem bringen die geringen Zugangsvoraussetzungen es mit sich, dass im Web 2.0 der „User“ nicht nur die Inhalte bestimmt, er beurteilt sie auch. Es stellt sich die Frage: Anhand welcher Kriterien sollte er das tun, wenn er selbst keine Expertise

hat? Wikipedia, die für eine Erstinformation durchaus ihren Wert hat, bürgert sich immer mehr als Letztinstanz für die Bereitstellung von Kriterien ein – mit den unter Punkt 1 genannten Schwierigkeiten. Damit drehen wir uns im Kreis der wechselseitigen Abhängigkeit. Wir geraten in eine Zirkularität, die eine fatale „conditio Web 2.0“ hervorbringt, aus der es im System selbst keinen Ausweg gibt.

Die Form tut ihr Übriges: Der „Like“-Button ersetzt die positionsbegründende Stellungnahme. Kurzmitteilungen übernehmen die Rolle rechtfertigender Argumentationen. Die Aufmerksamkeitsspanne ist in der 140-Zeichen-Welt des Web 2.0 extrem kurz. Nicht nur, dass komplexe Zusammenhänge damit nicht mehr in ihrer Komplexität begriffen werden und die Notwendigkeit einer vertiefenden Problematisierung mit Wikipedia im Rücken oft übersehen wird, auch Meinungsbildungsprozesse als „Reifung“ einer Position können nicht mehr adäquat stattfinden. Die Resistenz gegenüber Meinungsführern nimmt ab, die Manipulierbarkeit zu. Das Durchsetzen einer Agenda funktioniert über das Internet besser als über „klassische“ Medien. Für die Kirche mit ihrem narrativen Verkündigungsstil, die ihren Missionsauftrag ernst nimmt und nicht nur ihre Agenda gegen die anderen Agenden stellen will, ist dies ein schwieriges Umfeld.

Auch die Meinungsvielfalt in dezidiert oder vorgeblich religiösen Angeboten ist herausfordernd. Nicht alles, was unter „katholisch“ geführt wird, vertritt tatsächlich die Position der katholischen Kirche. Es muss klar sein, dass man sich auch von Meinungen abzugrenzen hat.

3. Scheinempathie und Scheinnähe

Ein für die Pastoral im Web 2.0 ganz entscheidender Aspekt liegt im Bereich der Beziehungskultur. Dazu gibt es im Internet allerlei Merkwürdigkeiten, die eine Ambivalenz von Nähe und Distanz markieren. Überall ist von „Freunden“ die Rede, das Ideal von Freundschaft wird online aber höchst selten erreicht. Man fühlt sich vom Netzwerk umarmt, manchmal aber auch umzingelt. Das allgemein übliche Duzen als Höhepunkt des Selbstbetrugs offenbart schließlich ein Nähe-Distanz-Paradoxon, das es in dieser Form nur im Netz geben kann. Das Web 2.0 täuscht emotionale Nähe und Empathie vor. Vieles ist gespielt, ja: glatt gelogen. In weit größerem Maße als in der realen Welt, denn eine Konstitutionsbedingung des Internet ist die Anonymität.

Anonymität

Die Möglichkeit, im Web 2.0 weitestgehend anonym zu bleiben, verstärkt den ohnehin mächtigen menschlichen Trieb, den anderen, vor allem aber sich selbst zu betrügen. In seiner Botschaft zum 45. Welttag der sozialen Kommunikationsmittel hat Papst Benedikt XVI. unter dem Titel „Wahrheit, Verkündigung und Authentizität des Lebens im digitalen Zeitalter“ dazu ausführlich und eindringlich Stellung bezogen. Der Heilige Vater weist auf die im Netz entstehenden Asymmetrien hin („einseitige Interaktion“) und fordert Offenheit und Ehrlichkeit in der Selbstdarstellung sowie Respekt in der Kommunikation. Der Papst rät den Christen also, ganz bewusst gegenzusteuern gegen die anonyme Scheinwelt. Das aufrichtige Sein muss auch im Web 2.0

dominieren, in dem besonders gute Möglichkeiten bestehen, sich zu verstellen und „das eigene Innenleben nur zum Teil mitzuteilen“, was zugleich die Gefahr impliziert, „das eigene Image konstruieren zu wollen“, was wiederum „zur Selbstgefälligkeit verleiten kann“. Dass die Offenheit und der Mitteilungswille nicht in Redseligkeit oder gar in Formen der Belästigung ausarten, dafür sorgt die ebenfalls vom Papst geforderte „Nachdenklichkeit“.

„Dialog, Austausch, Solidarität und Schaffung positiver Beziehungen“ sind die Ziele, die Kirche im Web 2.0 laut Benedikt vor Augen haben sollte. Nur in einem „christlichen Stil der Präsenz auch in der digitalen Welt“ wird dort echter Dialog möglich, und nur dialogisch gelingt die pastorale Verkündigungsarbeit. Denn Verkündigung basiert auf Beziehung, weil ihre Grundlage in der personalen Beziehung des Verkünders zu Gott besteht. Die Erfahrung damit und daraus gilt es ja gerade zu vermitteln. Das geht glaubhaft nur in der kongruenten Konstellation einer ebenfalls personalen Beziehung des Verkünders zu den Menschen. Christliche Pastoral besteht wesentlich in dieser Analogie.

Wahre Beziehungen sind auf Verlässlichkeit, Ehrlichkeit, Dauerhaftigkeit und Offenheit ausgerichtet. Offenheit ist aber nur möglich, wenn man sich vertraut. Vertrauen wiederum ist auf Identität und Authentizität angewiesen. Und auf eine Rückhaltlosigkeit, die in Gänze nur in einer persönlichen Beziehung von Mensch zu Mensch zu haben ist. Darum ist es wichtig, sich klarzumachen, dass am anderen Ende der Datenleitung auch ein Mensch sitzt, ein Subjekt der Moralität.

Die Realität in der Praxis sieht oft anders aus: Der Andere wird häufig gerade nicht mehr als der Andere, der Gesprächspartner, das Gegenüber angesehen, sondern als ebenso anonymer „User“. Das „Du“ verschwindet und wird zum „Es“. Das Internet fördert zudem durch seine Bedingungen die Möglichkeit systematisch destruktiven Verhaltens, von gezielter Manipulation bis hin zur Störung von Kommunikation.

Kirche im Web 2.0 muss sich hier wappnen. Für Chats, Blogs und Foren im Rahmen der kirchlichen Online-Pastoral sollte daher gelten: Neben der Moderation, die gezielt auf das Einhalten bestimmter Mindeststandards („Netiquette“) achtet, sollte eine missbräuchliche Diskursteilnahme – etwa durch notorisch aggressive Querulanten („Trolls“) oder sich selbst bestätigende Schein-Benutzer („Sockenpuppen“) – dadurch zu verhindern versucht werden, dass ausschließlich mit „nicknames“ („Spitznamen“) gearbeitet wird, denen eindeutig und für jeden Teilnehmer ersichtlich ein Realname zugeordnet werden kann; idealerweise handelt es sich beim „nickname“ um den Realnamen selbst. „Christlicher Stil“ bedeutet in diesem Kontext, mit dem Gewicht des Namens einen Gegenpol zur Namenlosigkeit des Web 2.0 zu schaffen, denn Beziehungskultur hat viel mit Namen zu tun. Auch das ist in der Beziehung des Menschen zu Gott bereits angelegt. In der Heilsgeschichte spielt der Name eine große Rolle. Als Mose seine Gottesbegegnung hat, kommt bald die Frage nach dem Namen Gottes. Über den Namen baut Gott als der, der „da ist“, der „sich erweisen wird“, eine vertrauensvolle Beziehung zum Volk Israel auf. Als Maria von Magdala



Bilder von Gemeinde | **Elefantenherde**

Jeder tritt wie seit jeher hinter dem anderen her – auf eingetretenen Pfaden.

den Auferstandenen sieht, hält sie ihn für den Gärtner. Maria erkennt Jesus erst, als er sie beim Namen ruft – und die Beziehung ist wieder aufgebaut (Joh 20,14–16).

Distanz und Distanzierung

Wer im Internet über religiöse Themen schreibt, steht unter Rechtfertigungsdruck.

Benedikt schreibt: „In den neuen Kontexten und mit den neuen Ausdrucksformen ist der Christ wiederum aufgerufen, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die ihn erfüllt (vgl. 1 Petr 3,15).“ Das ist gut, denn das kann das Profil des Glaubens nur schärfen.

Das verlangt aber oft nicht nur missionstheologische Expertise oder pastorale Praxiserfahrung, sondern auch profunde religions-

philosophische Kenntnisse. Man spricht mit religiösen Themen in der Hauptsache Nicht-Gläubige an, die naturgemäß in Religionsfragen kritisch sind. Hohe Kompetenz und hohe Frustrationstoleranz sind gleichermaßen erforderlich. Der Papst weiß das und fordert vom Christen, der im Web 2.0 aktiv ist, schließlich auch deshalb „Nachdenklichkeit“, die ihn zu der Erkenntnis führt, „dass die Wahrheit, die wir mitzuteilen suchen, ihren Wert nicht aus ihrer ‚Popularität‘ oder aus dem Maß der ihr gezollten Aufmerksamkeit bezieht.“

Schlussgedanken

Die kommunikative Kultur des Web 2.0 lässt sich inhaltlich durch Zirkelbezüglichkeit und eine Deutungshoheit von Großprojekten wie Wikipedia, formal mit

den Schlagwörtern Anonymität, Flexibilität und Kürze charakterisieren. Hier wird deutlich, dass es schwer ist, dem kirchlichen Verkündigungsauftrag in diesem Rahmen gerecht zu werden, basiert er doch auf persönlicher Beziehung, einer festen, unverrückbaren Grundlage, die wir „Glaube“ nennen, sowie einer iterativen Erzählform mit allegorischen und metaphorischen Wendungen. Zudem ist er angewiesen auf ein offenes Wohlwollen gegenüber dem religiösen Glauben im Allgemeinen und der katholischen Kirche im Besonderen. Der Mission, das Sein des christlichen Glaubens in der Scheinwelt des Web 2.0 zu etablieren, droht ob dieser Widersprüche das Attribut „impossible“.

Trotz aller Schwierigkeiten: Kirche gehört ins Web 2.0! Ein zweites Mal sollte die Kirche nicht zum Opfer einer medialen Revolution werden. Auch Benedikt ermutigt ausdrücklich zum Online-Engagement – im „christlichen Stil“. Doch bei aller gewachsenen Bedeutung des Web 2.0 muss die Pastoral auf die unmittelbare personale Beziehung zum Menschen setzen. Auch das hat der Papst unmissverständlich zum Ausdruck gebracht: „Es ist wichtig, sich immer daran zu erinnern, dass der virtuelle Kontakt den direkten persönlichen Kontakt mit den Menschen auf allen Ebenen unseres Lebens nicht ersetzen kann und darf.“

Die Kirche nimmt „in Beziehung zu den konkreten Gesichtern“ Gestalt an. Und: Der religiöse Ritus und die kirchliche Liturgie leben von einer Sinnlichkeit, die im Netz verloren geht, weil sie sich nicht virtualisieren lassen. Der Glaube muss gelebt und erlebt werden. Der Mensch lebt nicht vom Blog allein. ■

Aufbruch in neue Gemeinschaftswelten

Stefan Lesting

Stefan Lesting ist gleichermaßen im Internet wie in der Kirche zu Hause. In seinem Artikel zeichnet er nach, wie sich die digitale Welt entwickelt hat – und mit ihr die Initiativen und Projekte von engagierten Katholiken.

Ein Blick in die Vergangenheit

Es ist schon ein paar Jahre her, als ich zum ersten Mal das Internet betreten habe. Damals verbunden mit einem krächzenden Modem und langen Wartezeiten. Beeindruckend war von Anfang an das Gefühl, sich mit allen Menschen auf der Erde verbinden zu können. Ein schönes Gefühl, aber eine Illusion zu die-

line, und ich bin zuversichtlich, dass es in wenigen Jahren über 90 % sind.

Damals vor über zehn Jahren online zu sein, das war schon recht cool in unserem jugendlichen Sprachgebrauch und eben nicht so selbstverständlich wie heute. Online zu sein bedeutete aber mehr, als einfach nur einen Kultstatus als Freak zu besitzen,

Listen herumgereicht wurden, um E-Mail-Adressen und später auch Nutzernummern oder Spitznamen für Chatprogramme auszutauschen. Die Kommunikation über das Internet war somit in der Praxis nur ein anderer Kanal, mit den Menschen um einen herum zu kommunizieren, meist versteckt hinter einem Spitznamen, aber real berührbar.

Es blieb nicht dabei, und so habe ich noch sehr gut die Situation vor Augen, in der ich mal wieder vor dem Computer hockte und auf den Beginn eines interessanten Chats mit Schulkameraden wartete. Die Minuten vergingen, aber niemand war online, mit dem ich Lust hatte zu chatten. Irgendwie ein großes Dilemma, denn die Zeit am Computer war sehr knapp bemessen und wurde durch die Eltern stets vorge-schrieben. Jede Minute, wo also nichts los war und man nur darauf wartete, dass irgendetwas passiert, war eine verlorene Minute: so die einfache Rechnung. Bei dieser langen Wartezeit kam plötzlich ein Gedanke: Wenn es auf der Erde mehrere Milliarden Menschen gibt und das Internet eigentlich alle vernetzt, dann muss es doch Personen geben, die gerade in dieser Minute ein ähnliches Bestreben haben, sich unter-



Stefan Lesting ist Digital Native und hat Internationales Management mit den Schwerpunkten Marketing und Strategieentwicklung studiert. Heute ist Stefan Lesting, der bekennender katholischer Christ ist, mitunter für das Online Development bei domradio.de zuständig. Hier bringt er seine fachliche Expertise aus dem Studium und die vielen Erfahrungen aus verschiedenen Ehrenämtern in der katholischen Kirche zusammen, um sich den vielen kleinen und großen Herausforderungen aus der medialen und der gesellschaftlichen Entwicklung zu stellen.

Den Entwicklungen in der Thematik „Kirche & Internet“ widmet sich Stefan in seiner freien Zeit auch als Blogger und betreibt das Blogmagazin FRISCH-FISCHEN.de. Darüber hinaus ist Stefan Lesting seit Dezember 2010 auch Geschäftsführer des Katholischen Pressebunds.

sem Zeitpunkt, denn wer hatte wirklich in seinem Freundes- und Bekanntenkreis einen Internetanschluss zur Verfügung? Es waren nur wenige, aber es wurden über die Jahre viele mehr, so dass wir heute laut der ARD-ZDF-Onlinestudie sagen können, 69,4 % der deutschen Bevölkerung sind on-

denn anfangs war viel technisches Wissen notwendig, um Hürden zu überwinden, die dem Internetnutzer heute gar nicht mehr begegnen. Ein sehr wichtiger Faktor war damals auch die Organisation im realen Leben, wo in Klassenräumen oder im Sportverein auf Papier geschriebene

einander auszutauschen und sich zu vernetzen.

Die Suche nach Freunden und Gemeinschaft

Es war ein Gedanke, der mich nicht mehr so schnell losgelassen hat und immer wieder auftauchte, wenn wieder niemand im Chat war, mit dem man chatten wollte. Doch es war auch etwas Unheimliches an dem Gedanken, denn wenn es da irgendwo im Internet jemanden gibt, der auch gerade auf der Suche nach einem interessanten Chat ist, dann müsste man die Person erst einmal finden und herausfinden, ob man überhaupt mit dieser Person chatten möchte. Eine große Herausforderung, die zu der damaligen Zeit einfach unlösbar war. Von Google haben wir damals nicht gesprochen, sondern von den Linkverzeichnissen bei Yahoo, die zum großen Teil manuell gepflegt wurden. Soziale Netzwerke gab es damals noch nicht, es waren vor allem Gästebücher und Foren, durch die man sich kämpfen musste, vorausgesetzt, man hatte ein bestimmtes Thema, das einen interessiert hat.

Wo im Internet sollte ich bloß anfangen, nach netten Leuten außerhalb des Ortes, in dem ich lebte und aufwuchs, zu suchen? Welches Thema interessierte mich eigentlich? Spannende Fragen, die unabhängig von Ort, Beruf oder Alter beantwortet werden konnten. Es war der Beginn einer neuen Art, mein Leben zu gestalten, in dem auch die fest vorgegeben Strukturen nicht überflüssig, aber immer unwichtiger wurden, und an dessen Stelle das Interesse für ein Thema und ein Computer mit Internetzugang traten. Das war der Zeitpunkt des unbewussten Aufbruchs in eine



Bilder von Gemeinde | **Eingeschworene Gemeinschaft**

Alle halten zusammen, gehen durch dick und dünn – in guten und in schweren Zeiten.

neue Welt, in der das Zuhören und die transparente Kommunikation und ein authentisches Auftreten entscheidende Merkmale sind.

Aufbruch in eine themenorientierte Gesellschaft

Nach einiger Zeit des Überlegens stand für mich auch ein erstes Thema fest, mit dem ich den Aufbruch in diese neue Welt ging. Ich spielte zwar Fußball, und Sportforen gab es viele, aber ich war weder ein Supertalent, noch hatte ich den Anspruch, Sportexperte zu werden. Das Thema, das sich durchsetzte, war vielmehr die Ministrantenarbeit, in der ich sehr viele positive Erfahrungen in meiner heimatlichen Pfarrgemeinde gesammelt hatte.

Ich war zwar auch kein super Messdiener, aber der Dienst am Altar, die damit verbundenen wöchentlichen Gruppenstunden und das Sommerzeltlager haben durchweg positiv beeindruckt. Mit dem Thema im Hinterkopf waren im Internet auch schnell die ersten Webseiten von einigen anderen Messdienergruppen gefunden, und nach anfänglichem Zögern schrieb man einfach mal etwas Nettes ins Gästebuch. Dies war der Anfang von vielem, von Wettbewerben um die schönste und informativste Messdienerhomepage, von Erfahrungsaustausch und von heute immer noch währenden Freundschaften. Auf kostenfrei verfügbarem, dafür mit Werbung versehendem Speicherplatz, den es an vielen

Stellen im Internet gibt, wurden ab sofort Webseiten für Messdiener- und Jugendgruppen oder gar ganze Messdienergemeinschaften erstellt. Darüber hinaus fand ein großer Austausch von Ideen zwischen uns Webmastern, den Gestaltern der Webseiten, statt. Es wurden interessante Ideen abgekupfert, Probleme gemeinsam gelöst und Ideen gesponnen. So entstand für mich eine erste Gemeinschaft mit jungen Menschen, die weit über die eigenen Pfarreigrenzen hinausging und sich erstaunlicherweise heute noch trägt.

St. Bonifatius als erste virtuelle Kirche

An anderen Stellen passierte Ähnliches, so mitunter bei St. Bonifatius, der Internetkirche in Funcity, die auch heute noch ein wichtiger Anlaufpunkt in der Internetpastoral ist und vor allem von Beginn an durch pastorale Mitarbeiter begleitet wird. Dabei ist St. Bonifatius mehr als nur eine Visitenkarte der Kirche in einem nichtkirchlichen Internetportal. Es ist ein Ort, wo Internetnutzer interaktiv auftanken können, und so wird in der Internetkirche geschattet, Wortgottesdienste werden gefeiert, und es gibt neben einem Pfarrhaus auch ein Kloster, in dem verschiedene Brüder und Schwestern ansprechbar sind. Vorbildlich bei dem Projekt St. Bonifatius ist das Miteinander zwischen hauptamtlichen Seelsorgern, Ehrenamtlichen und dem privaten Sektor, die alle gemeinsam dafür Sorge tragen, dass es diesen virtuellen Anlaufpunkt nun schon über zehn Jahre gibt.

Wettbewerb belebt das Geschäft

Einen gesunden Mix aus verschiedenen Mitstreitern zu finden

ist dabei aber recht schwierig, obwohl es den Markt beleben würde. Die Schwierigkeit liegt, wenn ich zurückblicke, vor allem in der unterschiedlichen Arbeitsweise von Internetnutzern und kirchlichen Organisationen. So haben wir als Jugendliche damals auch gar nicht an offiziell existierende Webseiten der Kirche bei unseren ersten Schritten im Internet gedacht, und Begriffe wie DBK, AfJ, ZdK, diözesane Jugendämter oder Ähnliche lernten wir erst Jahre später kennen, als erste Beschwerdemails in unseren Postfächern lagen. Damals ging es um die erste Ministranten-

Community in Deutschland (ministranten.com), die wir zu dem Zeitpunkt schon mehrere Jahre privat gepflegt und weiterentwickelt hatten. Die Mails blieben, glaube ich, unbeantwortet, denn unser ganzes ehrenamtliches Engagement steckten wir zu dem Zeitpunkt lieber in die Weiterentwicklung der Plattform, die nach fünf Jahren Betrieb absolut notwendig war.

Ministranten.com ist aus der heutigen Sicht technisch und inhaltlich keine Erfolgsgeschichte, denn im Gegensatz zu St. Bonifatius fehlte es an einigen Begeisterten, die das Projekt weiter be-



Bilder von Gemeinde | **Im Gleichschritt**

Geschlossenes Auftreten, alles hört auf ein Kommando – Einheit ist das Wichtigste.

gleiteten, und an Geld, um die notwendigen technischen Erweiterungen der Plattform umzusetzen.

Open Source: in Gemeinschaft entwickelt für die Gemeinschaft

Dies soll nicht heißen, dass Internetportale teuer sein müssen, denn für viele Internetprojekte gibt es kostenfrei zur Verfügung gestellte Softwarepakete, die in der Fachwelt besser bekannt sind unter dem Stichwort „Open Source“. Zwar macht es nicht Sinn, für jedes Projekt Open Source zu verwenden, doch diese aus einer Community entstehenden Softwarelösungen sind meist nicht nur kostenfrei, sondern werden von vielen „ehrenamtlich“ tätig werdenden Programmierern ständig weiterentwickelt, was eine einzelne Organisation eigentlich nicht leisten kann. Ein Projekt, welches eine solche Software einsetzt, ist zum Beispiel das katholische Forum Katholon. Hier sind seit über fünf Jahren ca. 300.000 Beiträge rund um Themen wie „Katholisches“, Orden oder „Christ und Gesellschaft“ in verschiedenen Diskussionen entstanden. Rund 500 Mitglieder haben zu dieser stattlichen Anzahl von Kommentaren beigetragen, und dies deutet schon an, dass das Geschäft mit katholischen Meinungen im Internet sehr schwierig ist.

Diskussion vom Piusbruder bis zum Bundestag

Ein etwas größeres Forum ist das Forum mykath, wo immerhin zehnmal so viele User angemeldet sind. Das Erfolgsrezept bei diesem Forum ist die „Gladiatoren-Arena“, in der von den Piusbrüdern bis hin zum Bundestag alles diskutiert wird, was eben

diskutierbar ist. Doch auch wenn die Zahlen gigantisch klingen, so sollte man auch die Probleme viele dieser Foren im Hinterkopf behalten, wie zum Beispiel den niedrigen Grad der sich beteiligenden User.

Gerade bei Foren merkt man somit immer wieder, dass ein konkretes Projekt, eine Veranstaltung sowie authentisch auftretende Persönlichkeiten wichtig sind für diese Form der Kommunikation. Gut sichtbar wird dies an der temporären Erfolgsgeschichte des Kernteamforums, eine private Initiative, in der sich mehrere tausend Freiwillige im Vorfeld des Kölner Weltjugendtags organisiert und ausgetauscht haben. Neben dem Weltjugendtag als Projektanlass gab es in dem Forum auch ein starkes Moderatorenteam, welches nicht nur die Diskussionen im Forum gelenkt hat, sondern auch immer wieder bei verschiedenen Vorbereitungsveranstaltungen anzutreffen war. Mit der Durchführung des WJT endete auch die Erfolgsgeschichte des Kernteamforums Mitte 2005.

Foren sind nicht mehr zeitgemäß

Doch auch für andere nicht-kirchliche Foren war das Jahr 2005 ein entscheidendes Jahr, denn in diesem Zeitraum wurden immer mehr Communitys populär, die wir heute mit dem Begriff „Web 2.0“ oder „soziale Netzwerke“ verschlagworten würden. Der Einsatz von Foren in der freien Wirtschaft oder im Umfeld der katholischen Kirche ist in den letzten Jahren sehr gering geworden. Dennoch gab es zum Prozess „Gemeindepastoral 2015“ im Bistum Speyer im Jahr 2010 noch einen neuen Versuch, um einer breiten gesellschaftlichen Schicht

eine Partizipationsmöglichkeit in dem für das Bistum so wichtigen Prozess zu geben. Doch das Angebot stößt auf fast gar keine Resonanz und verdeutlicht das Aussterben von Foren als Mainstreammedium.

Themen setzen mit Blogs

Im Gegensatz zum Aussterben von Foren haben sich Blogs, eine Art Tagebuch, fest in der Internetlandschaft etabliert. Der Blog ist heute immer noch so beliebt, da der Blogger ganz unterschiedliche inhaltliche Schwerpunkte damit setzen kann und ein Blog bei verschiedenen Anbietern auch ohne Programmierkenntnisse innerhalb von wenigen Minuten kostenfrei eingerichtet ist. Wer ein wenig mehr Flexibilität braucht, kann sich einen Blog auch auf seinem eigenen Server installieren, so wie es zum Beispiel Carsten Leinhäuser (besser bekannt in der Internetwelt als Vaticansten) in seiner Kaplanszeit gemacht hat. Vaticansten nutzt dabei das Medium Blog vor allem, um Menschen um ihn herum an seinem Leben als Priester teilhaben zu lassen. Dabei spielen Themen wie die Sternsinger, Ehevorbereitung, Messdiener und Kolping wichtige Rollen. Es sind immer wieder Ausschnitte aus Vaticanstens Leben, die jedem Interessierten zeigen, wie spannend und vielfältig das Arbeitsumfeld eines Priesters sein kann.

Blogozese, die Welt der katholischen Blogger

In der Blogozese, so wie die katholische Bloggerwelt auch bezeichnet wird, gibt es aber noch viele andere spannende Persönlichkeiten, die sich teils unter ihrem Namen und teils anonym zu Wort melden. Eine ganze Reihe dieser Blogger kommen seit

einigen Monaten auf dem Blog der Medienpastoral „Sende-Zeit“, ein Projekt der Internetseelsorge im Erzbistum Freiburg, mit sogenannten Bekennerschreiben zu Wort, wo sie beschreiben, aus welchem Grund sie katholisch sind.

tragen zu Wort kommen lässt, die in den Bereichen Glauben, Religion und Gesellschaft besondere Erfahrungen insbesondere mit dem Web 2.0 gesammelt haben. So werden Webseiten wie „Gerne katholisch“ vorgestellt oder aber das Projekt des digita-

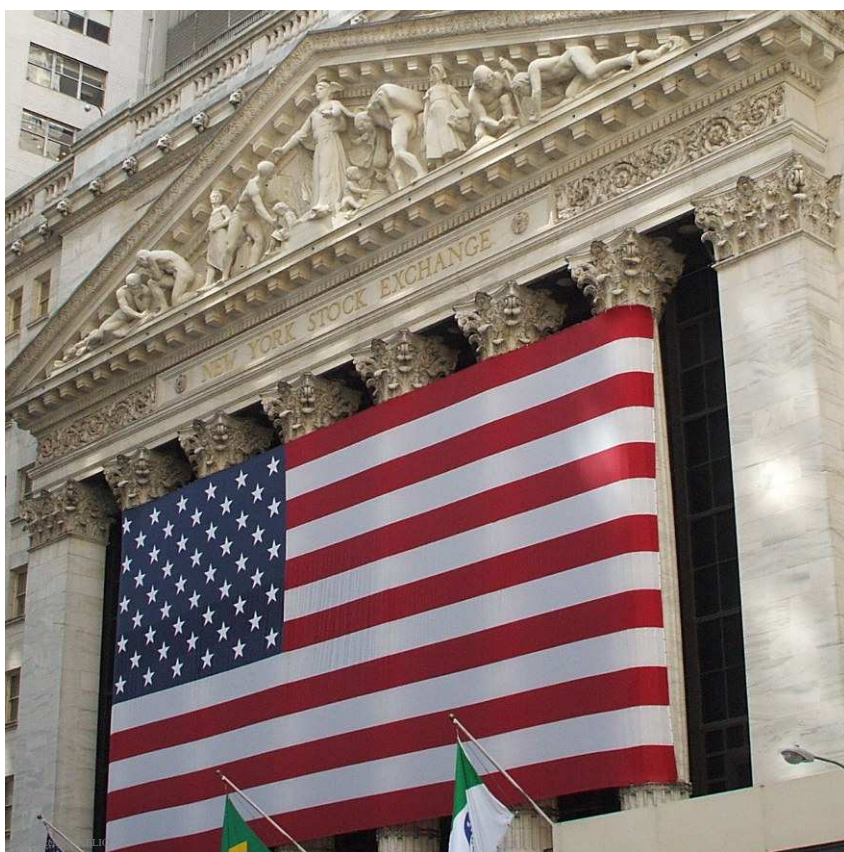
lischen, sondern das privat geführte Blogmagazin hat jüngst in der letzten Ausgabe des Printmagazins „theo“ eine eigene Rubrik erhalten. Bei Betrachtung der bis heute im Blogmagazin erscheinenden Themen wird noch ein weiteres Mal deutlich, dass private Initiativen die Internetlandschaft viel mehr prägen als offizielle Portale von Pfarrgemeinden, Bistümern oder überregionalen Projekten.

Die Beständigkeit – ein Vorteil auch in der digitalen Welt

Ausnahmen bestätigen natürlich immer wieder die Regel. Dies auch zu Recht, wenn man sich zum Beispiel die Entwicklung von domradio.de anschaut, das jüngst im Jahr 2010 die eindeutigen Besucher um 50 % gesteigert hat („unique visitors“ ist eine Maßeinheit zur Bestimmung der Zugriffshäufigkeit von Webseiten). Der Vorteil von domradio.de ist dabei die Beständigkeit, die durch die Trägerschaft der katholischen Kirche gegeben ist und die bei vielen kleinen privaten Initiativen über lange Sicht einfach fehlt.

Geheimnisse in der digitalen Welt

So ist es auch kein Geheimnis, dass es im Internet viele nicht mehr gepflegte Internetseiten, sogenannte „Webleichen“, mit katholischen Inhalten gibt. Neben vielen Homepages von Pfarrgemeinden gibt es auch eine große Anzahl von katholischen Communitys, die meist in gutem Willen von Ordensgemeinschaften, Institutionen oder privaten Initiativen für viel Geld und mit viel Aufwand entwickelt wurden, die heute aber fast alle regungslos im Internet schlummern. Die meisten Communitys sind dabei einfach an der starken Konkurrenz aus



Bilder von Gemeinde | Börse

Die Gemeinde als sozialer Marktplatz, wo jeder findet, was er braucht (inkl. Partnerbörse).

An dem Beispiel von Sende-Zeit wird deutlich, dass es sehr belebend ist, wenn mehrere Blogger in einem Blog unterwegs sind. Dieses Prinzip wird dabei nicht nur in Freiburg verwendet, sondern auch beim Blogmagazin „FRISCHFISCHen“, das seit November 2009 einmal pro Woche Experten in Form von Gastbei-

ten Bilderrahmens im Schaukasten der Pfarrgemeinde.

Internet trifft Print

Nicht nur bei den vorgestellten Projekten merkt man, wie wichtig die Verbindung zwischen digitalen und real greifbaren Elementen geworden ist. So steigen nicht nur die Klickzahlen bei FRISCHFISCHen

dem wirtschaftlichen Bereich und dem fehlenden Mehrwert gegenüber Communitys wie Facebook oder StudiVZ gescheitert. Sehr deutlich wird dies daran, dass der Bereich der christlichen Singlebörsen durch seinen inhaltlichen Fokus nur relativ wenige Probleme im Wettbewerb mit privatwirtschaftlichen Communitys hat. Doch auch hier muss man die Relationen sehen, denn wenn von erfolgreichen Projekten gesprochen wird, dann muss zum Beispiel „Himmlich Plaudern“ mit seinen rund 15.000 Mitgliedern genannt werden.

Liebe & Freundschaft – das Geschäft mit der Singlebörse

Darüber hinaus wird bei Singlebörsen sehr schön deutlich, dass der Mensch grundsätzlich zwar sehr gerne das Internet als Kommunikationsmedium nutzt, aber auch die reale Gemeinschaft sucht, sich in dem Fall der Singlebörse nach einer Beziehung sehnt. Im Unterschied zu früher ist die Gemeinschaft nicht mehr geografisch verortet, sondern themenspezifisch. Bei mir selbst erkenne ich das immer wieder an meinen Freunden, die ich im sozialen Netzwerk Facebook habe. So finden sich in meiner Freundesliste ganz unterschiedliche Personengruppen, mit denen ich zu tun habe: darunter Messdiener aus meiner Pfarrgemeinde, deren Gruppenleiter ich bin, aktuelle und ehemalige Arbeitskollegen, katholische Blogger, Internetexperten aller Art bis hin zu Priestern und Bischöfen aus aller Welt, mit denen ich direkt oder indirekt zu tun habe und hatte. Der Begriff Freund muss dabei zwar geweitet werden, doch es bildet recht gut meine Gemeinschaft ab, in der ich aktuell lebe.

Das Internet – ein Teil von mir

Die Entwicklung bleibt spannend, und so ist heute jeder siebte Mensch zumindest in Deutschland nur noch einen Mausklick entfernt, und dank der Web 2.0-Plattformen findet man innerhalb von wenigen Minuten Personen mit den gleichen Interessen. Es ist wie ein Déjà-vu, wenn ich auf den Anfang dieses Artikels zurückblicke, wo es noch eher eine Illusion war, sich mit jedem Menschen über das Internet zu vernetzen. Die zehn Jahre alte Illusion ist inzwischen zur Realität geworden und eigentlich noch mehr, denn das Internet ist heute ein Teil von uns geworden. Das Internet ist immer bei uns durch das mobile Internet auf unseren Handys, und so entsteht auch eine ganz neue Art des Zusammenlebens. Gemeint ist hiermit, dass ich mir als Internetnutzer keine Gedanken mehr machen muss um meine virtuelle Identität, denn diese gibt es schlichtweg nicht.

Flucht in die virtuelle Welt?

Es gibt sicherlich Personen die sich gegen diese Aussage stemmen und virtuelle Welten, wie Second Life, als Gegenargument ins Spiel bringen. Die Kirche, oder besser gesagt das Erzbistum Freiburg, hat dort zum Beispiel aber ganz andere Erfahrungen machen dürfen mit dem Projekt „St. Georg“, das von 2008 bis 2010 durchgeführt wurde. Bei dem Projekt ist die Kirche St. Georg, die eigentlich auf der Klosterinsel Reichenau steht, in Second Life, einer virtuellen Welt, nachgebildet worden. Es gibt ähnlich wie in St. Bonifatius gemeinsame Gebete und einen Austausch über theologische und spirituelle Themen. Auch wenn Second Life eine eher anonyme Welt ist, so erstaunt es eigentlich kaum, dass

sich viele der Personen rund um die Kirche St. Georg auch außerhalb dieser virtuellen Welt kennengelernt und nicht zuletzt ein ganzes Wochenende real getroffen haben.

Von Angesicht zu Angesicht

Diese realen Treffen werden zunehmen wichtiger, denn viele Dinge lassen sich nun einfach besser bei einer Tasse Kaffee von Angesicht zu Angesicht besprechen als nur via E-Mail oder Telefonkonferenz. Dies gilt nicht nur

Linkliste:

1. funcity.de (St. Bonifatius)
2. ministranten.com
3. katholon.net
4. mykath.de
5. kernteamforum.de (heute nur noch Verweise auf eine Facebook-Gruppe)
6. forum.bistum-speyer.de
7. vaticarsten.de
8. sende-zeit.de
9. frischfischen.de
10. gerne-katholisch.de
11. theo-magazin.de
12. domradio.de
13. facebook.com
14. studivz.net
15. himmlisch-plaudern.de
16. kirche-in-virtuellen-welten.de

für größere Internet-Communitys, sondern auch für das private Leben. Und so ist es für mich mittlerweile auch eine Selbstverständlichkeit, dass ich in meinen virtuellen Freundeslisten Personen habe, die ich bisher noch nicht getroffen habe. Wichtig dabei ist das Bewusstsein, dass einem die Person irgendwann mit großer Wahrscheinlichkeit auch real begegnen wird.

Der Aufbruch in eine neue ganz reale Gemeinschaftswelt. ■

Kleine Christliche Gemeinschaften

Missionarisch und partizipativ Kirche sein in großen pastoralen Strukturen

Dieter Tewes

In Deutschland stellt die pastorale Umstrukturierung, in deren Folge immer größere pfarrliche Räume entstehen, die Frage, wie Kirche dennoch nahe bei den Menschen, vor Ort erfahrbar bleiben kann. Am Konzept der Kleinen Christlichen Gemeinschaften zeigt sich, wie hier die deutsche Kirche von der Weltkirche lernen kann.

Die Frage nach einer missionarischen Pastoral ist – so die Erfahrungen in der Weltkirche – immer die Frage nach der

In Deutschland stellen gleichzeitig die gegenwärtigen Umbruchs- und Umstrukturierungsprozesse die Frage nach einem gelingenden Pastoralkonzept für die neu entstehenden pastoralen Gestaltungsräume.

und Hauptamtliche bleiben meist gefangen in ihrem beruflich bedingten Gemeindemilieu. Sie sind dort gefragt und gefordert, können aber in der Regel nicht selbst darüber hinaus missionarisch wirksam sein.

„Missionarisch sein“ bedeutet dabei nicht „Mitglieder werben“, sondern es bedeutet zunächst einmal, danach zu fragen und wahrzunehmen, wozu und wohin Christus mich und uns als Gemeinschaft hier und heute konkret sendet. Es ist eine geistliche Frage. Die Kirche wird zukünftig nicht leben und überleben als „Verein“, der Gemeinschafts- und Freizeitaktivitäten in einem Dorf oder Stadtteil organisiert, sondern als lebendige Gemeinschaft derer, die an Christus glauben.

Wo immer aber die Frage nach der zukünftigen Gestalt der Kirche auch als geistliche Frage gestellt wird, kommt das Kirchenbild des II. Vatikanischen Konzils ins Spiel: Kirche als Volk Gottes, in der die Getauften Verantwortung übernehmen und ihre Cha-

Eine missionarische Kirche ist schon lange nicht mehr eine Kirche, in der Priester oder hauptamtliche pastorale Mitarbeiter Menschen für den Glauben gewinnen – und nach der „Vertrauenskrise“ seit 2010 wird dies zukünftig noch weniger der Fall sein. Missionarisch kann die Kirche nur sein, wenn ihre Mitglieder, die Getauften, sich in ihrem persönlichen und gemeinschaftlichen Handeln als Christen und als Kirche verstehen und so leben, dass sie Zeugnis geben von dem Glauben und der Hoffnung, die sie erfüllt. Nur der „normale Christ“ wird mit den „normalen Menschen“ in ihrer glaubenslosen oder präkatechumenalen Situation in Berührung sein: in der Nachbarschaft, am Arbeitsplatz, im Verein, im Urlaub ... Priester

BEISPIELE

Auf den folgenden Seiten wollen wir Ihnen Orte vorstellen, wo der Aufbruch in neue christliche Gemeinschaftsformen bereits gelebt wird. Wir stellen Ihnen die Konzepte der Kleinen Christlichen Gemeinschaften und der Basis-Equipen vor, betrachten Gemeinschaften auf Zeit im geistlichen Zentrum eines Klosters und in der kirchlichen Männerarbeit und sehen schließlich anhand eines Internetforums und einer Twitterwallfahrt, welche neuen Möglichkeiten sich im Internetzeitalter ergeben.

Kirche. Es ist die Frage nach ihrem gelebten Glauben, ihrer bezeugten Hoffnung und ihrem praktischen gemeindlichen Leben in Gemeinschaft und diakonaler Nachfolge.



Kleine Christliche Gemeinschaft in Korea.

rismen entdecken und leben können.

Weil diese Getauften immer ganz konkret in einer Nachbarschaft, in einem Viertel, in einem sozialen Nahraum leben und in ihn eingebettet sind, geschieht diese Weise des Kircheseins auch immer in diesen sozialen Nahräumen. Es wird wesentliche Aufgabe der Hauptamtlichen in Zukunft sein, den Getauften zu helfen, die tiefe Bedeutung ihres Getauftseins zu entdecken, sie zu sammeln und auszubilden, damit sie bereit und fähig werden, in den sozialen Nahräumen, in denen sie leben, Zellen zu bilden, die durch eine partizipative Vernetzungsstruktur in enger Verbindung mit der Pfarrei stehen. In diesen Zellen wird eine christuszentrierte und biblische Spiritualität gepflegt, aus der heraus die

Gruppe sozial und kirchlich handelt.

Kirche so als Gemeinschaft von Gemeinschaften vor Ort zu verstehen, ermöglicht der Kirche, in der Fläche lebendig erfahrbar zu sein.

Die so verstandene theologische und soziale Gestalt der Kirche hat sich seit dem Ende des Konzils entwickelt und in den letzten Jahrzehnten in allen Kontinenten immer mehr verbreitet – vor allem in den Ländern des Südens, wo der Priestermangel eklatant und die Entfernungen der Kapellengemeinden und Außenstationen zur Zentralpfarrei groß waren und sind. So ist diese Weise des Kircheseins schon seit den 70er Jahren in den Philippinen, im südlichen und östlichen Afrika und seit 1990 in Asien das

von den Bischöfen beschlossene Grundmodell der Pastoral (in Asien genannt „Asiatischer integraler pastoraler Ansatz“, AsIPA).

Für die beschriebenen Gemeinschaften, die sich als Substruktur von Pfarreien und Kapellengemeinden verstehen, gibt es verschiedene lokale Bezeichnungen. Am weitesten verbreitet sind die englischen Bezeichnungen „Basic Ecclesial Communities“ und „Small Christian Communities“. Es geht um Kirche an der Basis, auf der Graswurzelebene. Englisch, Spanisch, Portugiesisch und viele andere Sprachen kennen keine unterschiedlichen Worte für Gemeinschaft und Gemeinde. Im weltweiten Verständnis ist eine lokale Gemeinschaft im Glauben zusammenkommender Christen Gemeinde. Davon zu unterscheiden ist die

Pfarrei als kirchenrechtliche Größe, innerhalb derer (auch in Deutschland schon jetzt und noch mehr zukünftig) eine Vielzahl von Gemeinden lebt und miteinander vernetzt ist. Neben den größtenteils zeitgeschichtlich und politisch bedingten ideologischen Verdächtigungen gegenüber den lateinamerikanischen Basisgemeinschaften in den 70er und 80er Jahren scheint mir hier ein wesentlicher Grund für Missverständnisse und Vorbehalte zu liegen, die mancherorts heute noch gegenüber dem Wort „Basis“ gehegt werden. Die hier gemeinten Basisgemeinschaften bzw. Basisgemeinden als Gemeinden an der Basis führen kein (womöglich ins Sektiererische oder Häretische führendes) von der Pfarrei losgelöstes Eigenleben. Sie realisieren Kirche in all ihren Dimensionen auf der untersten Ebene. Die Ebenen von Kirche sind: Weltkirche – Diözese – Pfarrei – lokale Gemeinde/Basisgemeinschaft/KCG.

Die Realisierung der konziliaren Vision von Kirche wird hierzu-land vor allem unter dem Label „Kleine Christliche Gemeinschaften“ (KCG) versucht. Obwohl es nur die Bezeichnung eines wichtigen strukturellen Teilelements des Ansatzes ist, hat es sich in Deutschland auch als Name des sehr viel umfänglicheren pastoralen Ansatzes verbreitet, was allerdings immer wieder zu Missverständnissen führt. Es geht eben nicht um irgendwelche Gemeinschaften, die sich als christlich verstehen und dann auch noch klein sind. Davon gibt es viele, und auch auf Ortsgruppen des ein oder anderen katholischen Verbandes trifft das sicher zu. Kleine Christliche Gemeinschaften in unserem Sinne sind eine geogra-

phisch orientierte Substruktur der Pfarrei, die offen ist für alle, die mitmachen wollen, die eine für alle Getauften mitlebbare Spiritualität pflegt und als Kirche vor Ort mit den dort jeweils lebenden Menschen in Beziehung tritt (die missionarische Dimension). Kleine Christliche Gemeinschaften sind keine neue geistliche Bewegung und auch kein Verband, dem man beitreten kann, sind keine Gemeindegruppen neben anderen.

Das Hilfswerk *missio*, das die Entwicklung dieses pastoralen Ansatz-

Die Verschiedenartigkeit der konkreten Ausgestaltung dieser partizipativen Weise des Kircheseins in den unterschiedlichen Ländern zeigt, dass es nicht um die Kopie eines Modells geht, sondern um einen weltkirchlichen Lernprozess, bei dem pastorale Konzeptionen für große Seelsorgeräume sowie Methoden und Erfahrungen der verschiedenen Ortskirchen genutzt werden können. Es geht um die praktische Inkulturation einer gemeinsamen Vision von Kirche, die auf dem II. Vatikanischen Konzil beruht.



Impressionen aus Indien.

zes unterstützt und begleitet hat, gab seit den 90er Jahren wichtige Impulse für den Beginn eines Lernweges auch im deutschsprachigen Raum und ermöglichte Begegnungen, Lernreisen und eine Unterstützung der deutschen Entwicklung durch Fachleute aus Afrika und Asien. Dadurch konnte und kann auf diesem Weg auf Erfahrungen vieler Ortskirchen in Asien oder Afrika, aber auch in Lateinamerika, Nordamerika oder Frankreich zurückgegriffen werden.

Auf dem Weg, durch Kleine Christliche Gemeinschaften in großen pastoralen Strukturen missionarisch und partizipativ Kirche zu leben, kann inzwischen auch schon auf Erfahrungen in Pfarreien im deutschsprachigen Raum zurückgegriffen werden.

Elemente dieses Weges, Kirche zu sein, sind:

- Wenn die Getauften in einer Gemeinde zusammenkommen, realisiert sich Kirche.

- Da jede/r Getaufte als Geiststräger berufen und begabt ist, Teil von Kirche zu sein, wird ein möglichst hohes Maß an Partizipation angestrebt.
- Leitung wird auf allen Ebenen ermöglichend, animierend und nichtdominierend wahrgenommen. Auch das bedarf der Schulung und einer Spiritualität des Dienens.
- Priester, Ordensleute, Hauptamtliche und Laien verstehen sich als gleichwertige Schwestern und Brüder im Glauben und arbeiten gemeinsam –
- Die Mitglieder der KCG wählen sich einander nicht aus (wie z. B. in einem Familienkreis), sondern nehmen einander als Brüder und Schwestern im Glauben an. Jede/r darf mitmachen.
- Es geht nicht um Kuscheligkeit in der Gruppe, sondern um gemeinsames Kirchesein, das auch Spannungen oder Milieu-Unterschiedlichkeit zulässt.
- Christus schafft die Gemeinschaft. KCGs sind christuszentriert und gemeinschaftsorientiert – nicht umgekehrt.



- wenn auch mit verschiedenen Aufgaben – am Aufbau des Reiches Gottes.
- Die Gläubigen bilden Gemeinschaften in ihrem sozialen Nahraum („Nachbarschaft“), die vor Ort Kirche realisieren (Kleine Christliche Gemeinschaften).
- Die Gemeinschaften treffen sich regelmäßig in Privathäusern der Mitglieder – normalerweise ohne Priester oder Hauptamtlichen.
- In den Gemeinschaften erfahren sie Christus als ihre Mitte und hören gemeinsam auf das Wort Gottes, das sich ihnen besonders im Bibel-Teilen erschließt.
- Das Bibel-Teilen wird als Liturgie der Gegenwart Jesu im Wort und in der Gemeinschaft gefeiert. Es ist keine Schriftgesprächsmethode.
- Die Kleine Christliche Gemeinschaft entwickelt und pflegt Beziehungen zu den

Menschen in ihrem sozialen Nahraum, ihrer „Nachbarschaft“.

- Die Kleine Christliche Gemeinschaft nimmt die Bedürfnisse und Nöte der Menschen in ihrem Umfeld wahr und entdeckt darin den Anruf Jesu. Sie weiß sich gesandt.
- Das soziale und kirchliche Handeln, das z. B. im Schritt 6 des Bibel-Teilens angefragt wird, ist damit ein konstitutives Element der KCG.
- Entscheidungen (z. B., welche Aufgabe im „Handeln“ als Nächstes angegangen wird) werden in der Gemeinschaft durch Konsens getroffen, nicht durch mehrheitsorientiertes Abstimmen. Alle Mitglieder – auch die schwächeren – müssen eine Entscheidung mittragen. Das wird als Wirken des Heiligen Geistes wahrgenommen.
- Die Kleine Christliche Gemeinschaft lebt aus der Eucharistie der Pfarrgemeinde und ist durch sie und durch konkrete Vernetzungsstrukturen in der Pfarrei mit der gesamten Kirche verbunden.
- Auf Zeit gewählte Leiter/Leiterinnen vertreten die Gemeinschaft in Leiter-Treffen auf Bezirks- oder Pfarrebene, wo dann auch ein Hauptamtlicher oder Priester dabei ist (Vernetzung).
- Die Aufgabe der Priester (und Hauptamtlichen) liegt neben der Spendung der Sakramente und einer ermöglichenden Leitung in einer kirchlich-spirituellen Bewusstseinsbildung, in der Animation, der Ausbildung und der kontinuierlichen Weiterbildung von Multiplikatoren, Leitern und Diensten.

- Je nach der für die konkrete Pfarrei gegebenen Sinnhaftigkeit werden Dienste (z. B. Katechese, Ehevorbereitung, Trauerpastoral und Beerdigung, Leitung von Wort-Gottes-Feiern, Hausbesuche, Katechumenatskurs) auf den verschiedenen Ebenen der Pfarrei (Pfarrei, Bezirk, Kapellen- oder Teilgemeinde, KCG) angesiedelt. Aus den KCGs heraus werden Verantwortliche für diese Dienste vorgeschlagen, dann ausgebildet und in einer Feier (auf Zeit) beauftragt.
- Viele Aufgaben (auch im Bereich Verwaltung und Finanzen), die früher vom Priester/Hauptamtlichen wahrgenommen wurden, liegen jetzt (oft dezentral) in der Hand von Getauften und Dienste-Teams. Der Priester wird entlastet, hat mehr Zeit für seelsorgliche Aufgaben.

Zu Beginn eines solchen Kirchwerdungsprozesses in einer Pfarrei steht immer die Sehnsucht vieler (Hauptamtlicher und Getaufter) nach einer anderen, ursprünglichen, spirituellen und

sozial handelnden Weise des Kircheseins, die Sehnsucht nach Gotteserfahrung in dieser und durch diese Kirche. Diese Sehnsucht hat der Geist Gottes schon in die Herzen vieler Menschen gelegt, aber die Kraft zur Veränderung, die Kraft, einen Weg ins Ungewisse zu beginnen, kommt oft erst aus einer Not- oder Druck-Situation: der Weggang des Pfarrers, die Zusammenlegung mit mehreren anderen (ehemaligen) Pfarreien.

Wenn der Entschluss (von Hauptamtlichen und Gremien) gefällt wurde, den Weg in Richtung einer solchen Weise des Kircheseins zu beginnen, kommt dann zunächst die Phase der gemeinsamen Visions-Entwicklung: Wie möchte Christus, dass wir hier in St. XY Kirche sind?

Nach der Beschäftigung möglichst vieler mit den Fragen „Was ist Kirche?“, „Was sagt die Bibel?“, „Was sagt das Konzil?“ ... formulieren möglichst viele Gruppen in der Pfarrei ihre Vision von Kirche. Diese Formulierungen werden dann von einem Gremium auf Pfarrebene zu einer gemeinsamen Formulierung zusammengeführt. Nachdem diese Formulierung von den Gruppen kritisch rezipiert und befürwortet wurde, wird sie in einem Gottesdienst feierlich verkündet und in allen Räumen und Gruppen immer wieder neu präsent gemacht. Nur eine von allen geteilte Vision gibt die Kraft für einen neuen Aufbruch und die Schwierigkeiten des Weges der „Inkulturation“ dieser Weise des Kircheseins in die konkrete Pfarrei.

Es geht also nicht um die Gründung von Gruppen. Bibel-Teil-Gruppen allein sind noch keine Kleinen Christlichen Gemeinschaften, sondern bleiben „spiri-

tuelle Selbsthilfegruppen“ der Mitglieder, wenn sie sich nicht als Kirche vor Ort verstehen und im Kontext der Pfarrei Teil eines gemeinsamen Weges sind.

Andererseits werden nicht alle Pfarreimitglieder (gleich) mitmachen. Veränderung löst immer Ängste aus, auch bei Priestern und Hauptamtlichen. Einem scheinbaren Machtverlust steht bei ihnen die Erfahrung einer größeren Partizipation und einer vertieften Spiritualität vieler gegenüber.

Aber auch die traditionell denkenden Mitglieder der bisherigen Kerngemeinden spüren, dass es so wie bisher nicht weitergehen kann: Der Priestermangel zwingt zu größeren pastoralen Strukturen ... Wie bleibt da Kirche vor Ort, in meinem Dorf lebendig? Die Gottesdienstbesucherzahlen gehen zurück, und die eigenen Kinder und Enkel sind der Kirche entfremdet und glauben nicht mehr ... Wie kann die frohe Botschaft wieder die Menschen (auch in meiner Familie) erreichen und ihrem Leben Perspektive und Hoffnung geben?

Die Kirche muss sich verändern, und das geht nur als Kirche, die Volk Gottes ist und sein will.

Oswald Hirmer, emeritierter Bischof von Umtata, Südafrika, und als langjähriger leitender Mitarbeiter der Pastoralinstitute in Lumko, Südafrika, und in Singapur einer der Väter des Bibelteilens und der Kleinen Christlichen Gemeinschaften, sagte auf dem Symposium „Kleine Christliche Gemeinschaften verstehen“ 2008 in Wohldenberg bei Hildesheim: „Es geht um eine 180°-Wende: Früher haben die Leute dem Pfarrer geholfen, Kirche zu sein, jetzt hilft der Pfarrer den Leuten, Kirche zu sein.“



Dieter Tewes arbeitet im Bereich Missionarische Dienste/missio im Seelsorgeamt des Bistums Osnabrück. Für missio koordiniert er das Projekt „Spiritualität und Gemeindeentwicklung – Kleine Christliche Gemeinschaften in Deutschland“.

Er ist Mitglied im Nationalteam Kleine Christliche Gemeinschaften in Deutschland. Weitere Informationen zum pastoralen Ansatz der KCGs: www.asipa.de, www.kcg-net.de.

Gemeindebildungsprozesse in Poitiers

Hadwig Müller

Der Blick in die französische Nachbarkirche macht Mut, bei den notwendigen Umbauprozessen in den Gemeinden auf das Potenzial der Laien zu setzen. Hadwig Müller beschreibt gelingende Gemeindebildungsprozesse im westfranzösischen Bistum Poitiers, die auch für deutsche Bistümer beispielhaft sein können.

Ausgangspunkt für die Gemeindebildungsprozesse im Bistum Poitiers ist nicht der Mangel an Priestern, sondern der Mangel an Pfarreien, d. h. die Unmöglichkeit, die meisten der 604 Pfarreien realistisch als solche anzusehen. Gemeinsam mit den Teilnehmern an der Diözesansynode 1993 hatte Bischof Joseph Rozier beschlossen, die Pastoral des Bistums auf Sektoren aufzubauen, in denen Priester, Diakone und Laien mit einem anerkannten Dienstamt die Pfarreien und Verbände, die zu diesem Sektor gehören, begleiten und unterstützen.

Albert Rouet, der sich 1995 als Nachfolger von Rozier vor der Aufgabe sah, die Orientierungen der Synode umzusetzen, ging hier einen Schritt weiter. Er sah, dass die meisten seiner Kollegen in französischen Bistümern den Umbau der Pfarreien so organisierten, dass das christliche Leben um einen residierenden Priester konzentriert war. Aber er hatte Fragen an dieses Vorgehen. Wo bleibt dann der Auftrag der Kirche, als Gemeinschaft in der Welt Zeugnis zu geben? Wo bleibt die den Christen verliehene Gabe und Aufgabe, auf andere zuzugehen und ihnen das Evangelium

zuzusprechen, anderen zu dienen und mit ihnen zu beten? Wo bleibt der Glaube der Bischöfe an die Kraft der von ihnen gespendeten Sakramente der Initiation: Taufe und Firmung?

Die zentrale Frage für Rouet ist: Was braucht die Kirche, um zu leben? „Die Antwort muss von ihren zentralen Verantwortlichkeiten ausgehen: Zeugnis, Gebet und Dienst. Ohne die Glaubensverkündigung, zu der die Apostel ausgesandt sind, gibt es dem Evangelium zufolge keine Kirche. Ohne das Gebet des Lobes und der Fürsprache im Geist Christi gibt es keine treue Kirche. Ohne Dienst an den Menschen und vor allem ohne den Blick für die, die das Leben verwundet, gibt es keine Kirche der Diener Gottes.“¹

Rouets Antwort führt in Poitiers zur Konstitution von „Basis-equipes“ oder „équipes locales d’animation“, „örtlichen belebenden Equipen“, Basis für örtliche Gemeinden. Diese beschrieb Gisèle Bulteau, die örtliche Gemeinden in Poitiers seit fünfzehn

Jahren begleitet, bei einer Tagung in Deutschland durch Antworten auf häufig gestellte Fragen, denen ich hier folge.

Wie wird eine örtliche Gemeinde gebildet?

Von den Menschen ausgehen, nicht von den Strukturen! Da, wo fünf Menschen sind, da ist Christus, da ist die Kirche. Die Grenzen der örtlichen Gemeinde werden nach Austausch und Beratung mit den Leuten vor Ort definiert. Der Priester und der Bischofsvikar dieses Gebiets² arbeiten mit den ihnen als Christen bekannten Frauen und Männern am Entstehen der Gemeinde zusammen. Es geht darum, in die Mission zu rufen, deren Ziel es ist, den Menschen nahezukommen, dort, wo sie sind. Dafür schenken wir der Begabung der Christinnen und Christen Vertrauen und ehren ihre in der Taufe empfangene Berufung. Nicht um dem Herrn Pfarrer zu helfen, bilden wir eine Equipe, sondern um eine Gemeinde sichtbar zu

¹ Albert Rouet, Auf dem Weg zu einer erneuerten Kirche. In: Reinhard Feiter/Hadwig Müller, Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof? Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers. Ostfildern 2010, 23.

² Gemeint ist ein „territoire“, hier die pastorale Organisationseinheit der (14) größeren Räume in Poitiers, zu denen jeweils zwischen fünf und sechs Sektoren gehören.

halten, die sich versammelt, die betet, die Zeugnis ablegt und denen dient, die sie umgeben.

Eine örtliche Gemeinde ist immer innerhalb eines Pastoralsektors verortet. Dieser ist für die Pastoral die Grundeinheit. Die Gemeinde allein bildet nicht die Kirche, dieses Zeichen wird erst von der Gemeinschaft der Gemeinden gegeben. Jede Gemeinde schreibt sich in einen Sektor ein, jeder Sektor ist in die Diözese eingeschrieben. Keine Instanz, kein Gremium genügt sich selber. Der geweihte Amtsträger steht im Dienst dieser Gemeinschaft.

Mit wem wird eine örtliche Gemeinde gebildet?

Die Basisequipe wird von Christinnen und Christen gebildet, die hier ihre Begabung entfalten können: ihre dreifache Taufbegabung, die darin besteht, wie Christus Priester, Prophet und König zu sein, Glied des Leibes Christi zu werden, von Gott gerufen, um aus seinem Leben zu leben. Die örtlichen Gemeinden haben dieselbe Grundlage wie die Kirche. Was ist nötig, damit sie existiert? Die Antwort ist klar: dass der Glaube verkündet wird, dass das Gebet nicht aufhört, dass der Nächstendienst verwirklicht wird.

Die Sorge für das Leben jeder Gemeinde ist einer Equipe anvertraut, zu der fünf Personen gehören: Eine hat koordinierende Funktion und wacht über ein gutes Zusammenspiel als Equipe, bei dem diese lebendig und in Bewegung bleibt: die – oder der – Pastoralbeauftragte³. Sie unterhält

Beziehungen zu den kommunalen Verantwortlichen, zum Priester, der die leitende Verantwortung im Pastoralsektor hat und geborenes Mitglied im Pastoralrat ist, in dem die Pastoralbeauftragten untereinander und mit der Equipe des Sektors zusammenkommen. Eine andere Person ist zuständig für die materiellen

nicht aus Wahlen hervor. Entsprechend ihren jeweiligen Begabungen dazu, ihr Leben in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen, werden drei Personen zu den zentralen Verantwortlichkeiten der Kirche gerufen: Eine wird in der Gemeinde für das Gebet und das geistliche Leben sorgen; eine andere wird die Freude am Evangelium kultivieren und die Verkündigung des Glaubens Erwachsenen, Jugendlichen und Kindern gegenüber wachhalten; eine dritte wird sich denen nähern, die in Not sind oder in besonderer Weise unter ihrem Leben leiden. Diese Equipe von fünf Personen bildet ein Ganzes.

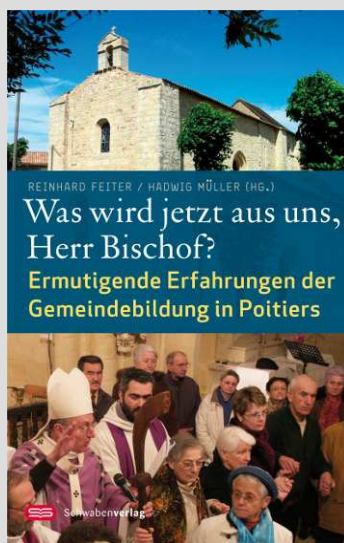
Zu jeder konstituierten Equipe wird ein Priester entsandt; die Sendung der ganzen Equipe – für drei Jahre, höchstens einmal erneuerbar – geschieht im Verlauf einer Eucharistiefeier, in welcher der Bischof zugleich mit der Sendung der Basisequipe die örtliche Gemeinde errichtet.

Warum wird eine örtliche Gemeinde gebildet?

Der Ruf und die Sendung einer örtlichen Equipe stehen im Zeichen des Vertrauens, Vertrauen, das ihr vom Bischof und von den Priestern geschenkt wird und das unter den Mitgliedern untereinander herrscht. Vertrauen in die Kraft der Sakramente der christlichen Initiation, die allen gleiche Würde verleihen und die getauften und gefirmten Christen befähigen, vom Evangelium Zeugnis zu geben und für die Qualität des kirchlichen Lebens zu sorgen. Vertrauen also, das zuerst Gott uns schenkt durch seine Gnade.

Es geht nicht darum, die Pfarreien zu verjüngen oder ihnen ein moderneres Gepräge zu verleihen. Vielmehr geht es darum, jeder Christin, jedem Christen die

Hinweis zum Weiterlesen:



Reinhard Feiter/Hadwig Müller (Hg.), Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof? Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers. Ostfildern ³2009.

Belange der Gemeinde und steht ihrerseits in Verbindung mit dem Sektor und der Diözese: der Schatzmeister. Diese zwei Personen werden durch Wahlen bestimmt. Jeder getaufte und gefirmte Christ kann gewählt werden. Drei Beauftragungen gehen

oder besonderer Verantwortung – für den Sektor gilt. In diesem Fall ist allerdings der oder die Pastoralbeauftragte im Sektor vertreten und nimmt an dessen pastoralen Überlegungen und Entscheidungen im Pastoralrat teil.

³ Französisch: „délégué pastoral“, eine in Poitiers für missverständlich gehaltene Bezeichnung, weil auf der Ebene der örtlichen Gemeinde sonst „animation“ das Wort ist, während „pastorale“ – in Verbindung mit Ausbildung, Dienstamt

Möglichkeit zu geben, aus der Gnade seiner bzw. ihrer Taufe heraus zu leben, mitten in einer glaubenden Gemeinde. Die Zugehörigkeit zur Gemeinde hängt nicht von Aufgaben ab, die erfüllt werden; zuerst beinhaltet sie für jeden die Chance, zu hören, was Gott mit seinem Leben vorhat, und auf diesen Ruf zu antworten.

Solches Hören und auch Antworten ist nicht möglich, ohne sich auf Menschen zu stützen, die in der Nähe leben und sich darauf einlassen, mit anderen ihren Glauben zu leben und die Erfahrungen, die sie dabei machen, mit ihnen zu teilen. Das Rufen setzt sich so vom einen zum anderen fort und wird zu einer Kultur, die bewirkt, dass die Dynamik der Initiative und Neugründung von Gemeinden nicht einschläft.

Die örtliche Equipe, die für das Leben der Gemeinde Verantwortung übernommen hat, gibt gegenüber dem Gesamt der Gemeinde ein Zeugnis von ihrem gemeinschaftlichen Leben. Sie versammelt sich regelmäßig, um sich untereinander auszutauschen, um mit dem Hören des Wortes Gottes das Gebet zu verbinden und sich von ihm leiten zu lassen und um sich des Auftrags zu vergewissern, dass den Schwächsten in der Gemeinde die erste Zuwendung gehört.

Entsprechend diesen Vorgaben und bestärkt durch eine zweite Diözesansynode (2000–2003) haben sich im Bistum Poitiers seit 1995 mehr als 300 örtliche Gemeinden gebildet und auf den Weg gemacht, unter sehr unterschiedlichen Bedingungen und in unterschiedlichem Rhythmus, der in Gelassenheit akzeptiert wird. In den Begegnungen vor Ort mit Frauen und Männern aus den Equipen drücken die einen in ihrer Weise des Sprechens

noch den Gestus der Anhänglichkeit oder gar Abhängigkeit vom Priester aus, während andere beeindrucken durch ihr unangestregtes Selbstbewusstsein als Getaufte und durch die Kraft ihres Glaubens an die Präsenz Christi und seines Geistes in der Gemeinde. Dem Wunsch, im Taufbewusstsein und im Glauben zu wachsen, kommt die Diözese Poitiers mit Arbeitsmaterialien und mit strukturierten Angeboten theologischer Bildung nach.

Hervorragendes Beispiel dafür ist eine Sondernummer der Diözesanzeitschrift mit Arbeitsblättern für die Praxis der örtlichen Gemeinden⁴. Da geht es auf den ersten vier Seiten um die Bedingungen der Möglichkeit, sich als örtliche Gemeinde auf den Weg zu machen: Die Geschichte der Pfarrei zeigt, dass man sich von ihr distanzieren kann, ohne etwas Wesentliches zu verlieren. Aus dem Glauben ergeben sich fünf Anforderungen, denen die Kirche in ihrem Bemühen, sich zu organisieren, Rechnung tragen muss. Wesentlich für die Gemeinden ist, dass sie die ständige Umkehr zu einem Leben aus dem Evangelium sichtbar machen. In diesem Sinn lässt sich der Geist der Gemeinden an charakteristischen Merkmalen erkennen.

Die nächsten beiden Seiten sprechen vom Sektor und der lebensnotwendigen wechselseitigen Kommunikation zwischen Sektor und örtlichen Gemeinden.

Im Sinne dieser Hin- und Herbewegung geht es auf den folgenden acht Seiten wieder um die örtliche Gemeinde, und zwar um die Elemente, die sie als Institution ausmachen: die örtliche

belebende Equipe; die beiden gewählten Beauftragten für die Koordination und Vertretung im Pastoralrat des Sektors und für die materiellen Belange und die Vertretung im Finanzgremium des Sektors; die Gerufenen und Gesandten für die drei Vollzüge, ohne die es keine Kirche gibt: Gebet – hier schließt sich zuerst ein Arbeitsblatt zur Feier des Sonntags in der Gemeinde an –, Glaubensverkündigung, Nächstdienst; und die Erneuerung der örtlichen Equipe nach spätestens sechs Jahren.

Auf den nächsten drei Seiten geht die Bewegung wieder zum Sektor: mit seiner Vorstellung als Ort derjenigen, die ein Amt innehaben; mit einer Vorstellung der Dienstämter, die als Weiheämter und anerkannte Ämter (*ministères reconnus*) unterschieden

Dr. theol. Hadwig Müller arbeitet in der Abteilung Theologische Grundlagen bei misio – Internationales Katholisches Missionswerk e.V., Aachen.



werden; und mit einer Erklärung zum Ordensleben, da auch Ordensleute einem Sektor zugeordnet werden.

Das letzte Arbeitsblatt, das Mut macht, in der Stadt für den Auftrag zur Nähe eine eigene neue Form zu finden, kommt mit der Schlussfolgerung „Jetzt ist es an euch!“ wieder zurück zu den örtlichen Gemeinden. ■

⁴ „Les communautés locales – Fiches pratiques“. In: Église en Poitou, Hors série N° 2, 24 octobre 2007.

Benediktinische Gastfreundschaft

Gemeinschaft auf dem Weg – Gemeinschaft auf Zeit

Cosmas Hoffmann

Gastfreundschaft war bereits für den Hl. Benedikt ein wichtiger Aspekt des klösterlichen Lebens. Wie das heute zu neuen christlichen Gemeinschaftsformen inspirieren kann, zeigt ein Blick in die Abtei Königsmünster.

Eine der traditionellen Aufgaben und Charismen des benediktinischen Mönchtums ist die Gastfreundschaft, denn, so der hl. Benedikt in seiner Regel, „Gäste werden dem Kloster nie fehlen“ (RB 53,16). Dies gilt auch für die Abtei Königsmünster im Sauerland, deren Gründungsjahre vor und nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem dem Aufbau einer Gemeinschaft und dem Betrieb des von der Stadt Meschede übernommenen Gymnasiums gewidmet waren. Dennoch war es möglich und üblich, einzelne Gäste oder kleinere Gruppen im Rahmen des Klosters aufzunehmen. Daraus hat sich dann ein eigener Klausurgastbereich entwickelt, in dem Männer für ein Wochenende oder einige Tage in der Klausur wohnen und das Leben der Mönche teilen konnten.

Anfang der 70er Jahre begann die Mönchsgemeinschaft, eigene Kursangebote für Gäste, vor allem Meditationswochenenden und Besinnungstage, zu entwickeln. Von der guten Resonanz ermutigt und vom Beispiel der Gemeinschaft

von Taizé inspiriert, setzte sich Abt Stephan Schröer OSB für den Ausbau des Gastbereichs vor allem im Blick auf die Jugend ein und errichtete in Kooperation mit der Erzdiözese Paderborn die OASE, ein Haus der Besinnung und Begegnung, das 1981 eingeweiht wurde und seitdem ein Ort ist, wo Menschen die benediktinische Gastfreundschaft erfahren, einander begegnen, sich persönlichen und sozialen Fragen stellen und mit den Mönchen beten und feiern.

Neben der Aufnahme von Gastgruppen und Kursangeboten sind die Schwerpunkte der OASE Schulbesinnungstage und die Oberstufenakademie. Letztere ist ein Projekt der OASE, das in Zusammenarbeit mit Schulen, Wirtschaft und Politik Schülern der Oberstufe ermöglicht, sich mit Grundfragen der Gesellschaft auseinanderzusetzen und an der Entwicklung der eigenen „soft skills“ zu arbeiten.

Gut zehn Jahre später wurde die wachsende Sehnsucht vieler Menschen nach Orten der Stille er-

kennbar, so dass Abt Stephan mit einer Gruppe von Mönchen die Grundlagen für ein „Haus der Stille“ entwarf, dessen Bau Ende der 90er Jahre begonnen und das im Jahr 2001 eingeweiht wurde. In das „Haus der Stille“ können sich Gäste der Abtei als Einzelne oder als Gruppe zurückziehen, um in der Stille, für sich oder von einem Mönch begleitet, sich selbst und ihrer eigenen Suche nach Gott und Sinn nachzugehen.

Neben den vielen Gästen (ca. 14.000 Übernachtungen im Jahr), die für einige Tage ins Kloster kommen, nehmen heute viele andere Besucher (ca. 23.000 Tagesgäste jährlich) die Gastfreundschaft der Abtei im Rahmen von Einkehrtagen, Führungen, Eintopfen, Klostermärkten, Familienfeiern und anderen Tagesveranstaltungen wahr. Wieder andere interessieren sich für die kulturellen Angebote: Abteikonzerter, Abteigespräche, Ausstellungen und Lesungen. Die vielen und verschiedenen Menschen, die zu uns kommen, verbinden mit Ihrem Besuch oder Aufenthalt



auch unterschiedliche Erwartungen und Wünsche an das Kloster und an die Mönche. Dabei ergeben sich auch unterschiedliche Formen von Nähe zur Abtei und von Gemeinschaft mit den Mönchen und unter den Gästen.

Gruppen oder Einzelne, die sich für einen oder mehrere Tage im Gastbereich der Abtei aufhalten, ohne die Begleitung durch oder das Gespräch mit einem Mönch zu suchen, haben sicher den geringsten Kontakt zur Gemeinschaft und erleben einen Mönch höchstens bei der Begrüßung und die Mönche nur in den Gottesdiensten in der Abteikirche.

Durch ein Gespräch mit einem Mönch bildet sich ein erster per-

sönlicher Kontakt eines Einzelnen oder einer Gruppe zur Mönchsgemeinschaft, der aber vermutlich punktuell bleibt, wenn nicht weitere Gespräche folgen.

Falls ein Mönch eine Gruppe begleitet, sei es auf Einladung einer Gastgruppe oder im Rahmen eines Kursangebotes der Abtei, kann eine Gemeinschaft auf Zeit entstehen, in der die Gäste nicht nur im Gastbereich wohnen und an den Gottesdiensten teilnehmen, sondern durch Impulse und Gespräche in klösterliches Leben und Spiritualität eingeführt werden und sich damit, vor dem Hintergrund des eigenen Lebens, auseinandersetzen können.

Noch intensiver ist der Kontakt, wenn ein Einzelner als Gast am klösterlichen Leben teilnimmt und von einem Mönch im Rahmen von Exerzitien oder einer Folge von Gesprächen begleitet wird. Die größte Nähe zur Klostergemeinschaft haben sicher die Klausurgäste, die in der Klausur, dem Wohnbereich der Mönche, leben und im Klosterrefektorium an den Mahlzeiten der Mönche teilnehmen. Auf diese Weise entsteht zwischen Mönchen und Gästen eine Gemeinschaft auf Zeit, eine zeitlich begrenzte wechselseitige Wegbegleitung von Gästen und Mönchen. Wenn Gäste diese Möglichkeiten häufiger oder länger nutzen, kann daraus eine Gemeinschaft entstehen, die über

die gemeinsame Zeit hinausgeht und auch in den jeweiligen Alltag hinausführt. So gibt es zum einen Gäste, die regelmäßig zu bestimmten Zeiten kommen und für die Klostersgemeinschaft für diese Zeit fast schon dazugehören. Zum anderen gibt es die Möglichkeit, durch das Projekt „Kloster auf Zeit“ mehrere Wochen mit der Gemeinschaft zu leben und für diese Zeit Teil der Klostersgemeinschaft zu sein.

Neben diesen Arten der Gemeinschaft von Gästen und Mönchen entstehen auch Kontakte und Formen der Gemeinschaft der Gäste untereinander. Hierfür gibt es verschiedene Formen, von denen einige exemplarisch genannt seien:

- Eine eher zufällig zusammengekommene Gruppe von Einzelgästen wächst durch Gespräche bei den Mahlzeiten zur Gemeinschaft zusammen.
- Eine Schulklasse entdeckt im Rahmen von Schulbesinnungstagen ganz neue Formen der Verbundenheit und der Solidarität untereinander.
- Eine Gruppe von Führungskräften einer großen Firma entwickelt im Rahmen eines Klosteraufenthalts und vom benediktinischen Menschenbild inspiriert ein neues gemeinsames Bild ihrer Zusammenarbeit, ihres Umgangs miteinander und mit ihren Mitarbeitern.
- Gemeinsame Tage der Schweigeexerzitien werden als eine Zeit tiefer Verbundenheit jenseits der Worte erfahren.
- Eine Woche intensiver Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebensweg und der persönlichen Gottsuche führt zu einer Weggemeinschaft von Suchenden auf Zeit.

An diesen Beispielen wird deutlich, dass der Rahmen des Gastbereiches der Abtei einen Raum schafft, in dem Menschen neu einen Blick auf sich und ihr Leben richten können – wo auf einem Stück gemeinsamen Weges Gemeinschaft und Gemeinschaften entstehen, die häufig das Leben nach dem Klosteraufenthalt stimulieren, mitunter sogar über den klösterlichen Rahmen hinaus bestehen.

Um die Anregungen durch den Umgang mit der benediktinischen oder monastischen Tradition im eigenen außerklösterlichen Alltag lebendig zu halten, haben sich verschiedene Gruppen und Assoziierungsformen mit dem Kloster entwickelt. Eine traditionelle Form, die in der Abtei Königsmünster allerdings zur Zeit im „Umbau“ ist, sind die Oblaten, d. h. Menschen, die in der Welt leben und sich durch ein Versprechen an eine Klostersgemeinschaft binden und je nach Regelung bestimmte Formen des Gebetes üben bzw. regelmäßig an entsprechenden Angeboten des Klosters teilnehmen.



P. Dr. Cosmas Hoffmann
OSB leitet den Gastbereich
der Abtei Königsmünster.

Seit vielen Jahren gibt es die „Weggemeinschaft“ (ca. 15 Teilnehmer), eine Art Familienkreis, zu dem auch Mönche gehören, der sich regelmäßig zu gemeinsamen geistlichen Gesprächen und geselligen Anlässen trifft und deren Mitglieder bei Klosterveranstaltungen tatkräftig zupacken.

Eine längere Einrichtung ist der „Freundeskreis der Abtei Königsmünster e.V.“, dessen Mitglieder (ca. 1000 Teilnehmer) die Gemeinschaft von Königsmünster und ihre Arbeit schätzen und in unterschiedlicher Weise begleiten und unterstützen.

Seit gut zehn Jahren gibt es die „Freunde der OASE e.V.“, denen es ein Anliegen ist, die Arbeit der OASE, die sie für sich als einen Ort menschlicher und spiritueller Beheimatung erfahren haben, zu unterstützen.

Fast ebenso lang gibt es „Domino“, eine Internet-Community für junge Menschen, die vor allem Teilnehmern von Schulbesinnungstagen und anderer Angebote für Jugendliche einen Ort des Austausches und der Vernetzung anbieten will. Mittlerweile wird diese Einrichtung immer mehr von Erwachsenen genutzt, denen die Abtei ein wichtiger Ort für Glaube und Spiritualität ist.

Von all diesen Angeboten und Möglichkeiten, ob im Gastbereich des Klosters, im Rahmen der Gottesdienste und Feiern der Abtei oder bei den Regionaltreffen und anderen Veranstaltungen an anderen Orten, gilt, dass die Abtei Königsmünster für viele Menschen ein Ort geistlicher Heimat ist, der, alternativ oder ergänzend zur Arbeit in der Kirchengemeinde vor Ort, Orientierung im Leben und Wachstum im Glauben ermöglicht. ■

Christliche Männerarbeit: Kirche unterwegs

Martin Hochholzer

Sie sind vielerorts bekannt dafür, dass sie sich bei den Gemeinschaftsangeboten der Pfarrgemeinden – von der Messe bis zum Bildungsabend – ziemlich rar machen: Männer. KAMP-Referent Martin Hochholzer, der selbst einige Jahre in der Männerseelsorge tätig war, stellt kirchliche Angebote jenseits des Üblichen vor, die Männer herausfordern und eine pastorale Chance darstellen.

Abends am Lagerfeuer, müde nach einem ganzen Tag im Sattel. In der Ferne heult ein Kojote. Einer spielt auf der Mundharmonika. Die anderen Cowboys sitzen um das Feuer herum – und schweigen.

Ist das der typische Katholik? Ein Mann wie ein einsamer Cowboy, auch dann noch allein, wenn er unter anderen Menschen ist? Oder der – besser noch – gleich daheim bleibt, wenn kirchliche Gemeinschaft in Gottesdienst oder Pfarrveranstaltung angesagt ist?

Dabei lässt sich aus der großen Männerstudie von Volz/Zulehner von 2009 entnehmen, dass sich Frauen und Männer in Sachen Religion und Religiosität in den letzten zehn Jahren deutlich angenähert haben. Woran liegt es also dann, dass sich weiterhin überproportional die Männer in den Kirchenbänken rar machen, sich also offenbar der kirchlichen Gemeinschaft entziehen?

Die Nacht von Gründonnerstag auf Karfreitag. Die Nacht, die Jesus durchwachte, sein Leben am Wendepunkt, ausgeliefert der Dunkelheit und der Unsicherheit, auf der Suche nach Halt in Gott.

In dieser Nacht kann man auch heute Männern begegnen, die sich auf den Weg dieser Suche machen. Und zwar wortwörtlich: Nach der Gründonnerstagsliturgie oder einer anderen Einstimmung in das Geheimnis dieser Nacht packen sie ihre Rucksäcke und wandern los. Einige Stunden oder auch die ganze Nacht hindurch. Schweigend, aber auch im Gespräch mit den anderen. Mit Stationen, Impulsen – und mit sich selbst und der Gemeinschaft. Zum Abschluss dann eine Andacht, ein Frühstück.

Männer sind spirituell; sie zeigen es nur nicht immer gleich. Männer suchen auch Gemeinschaft; aber die üblichen pfarrlichen Angebote sind nicht unbedingt ihre Welt.

Die offene kirchliche Männerarbeit setzt deshalb auch auf ungewöhnliche Formen, die Männer herausfordern, die ihnen die Chance geben, aus der normalen Lebenswelt auszubrechen. Ganz wichtig dabei: die freie Natur, Bewegung und Anstrengung sowie die Möglichkeit, mal nur unter Geschlechtsgenossen zu sein. Heraus kommen Angebote wie die Nachtwanderung am

Gründonnerstag, die „Visionsuche“ in den skandinavischen Wäldern, der Männer-Segeltörn, Wanderexerzitien, Männerwallfahrten oder auch eine Woche Klosterleben: die Verbindung von Gebet, Gemeinschaft und Arbeit im Klostergarten.

Das sind natürlich alles nur Angebote auf Zeit: Man kommt zusammen, lernt sich kennen, lebt gemeinsam und geht wieder auseinander. Und doch schweißt vielleicht gerade die gemeinsame Anstrengung zusammen, bildet eine Lebens- und auch Glaubensgemeinschaft: Kirche.

Männerseelsorger berichten, dass sich gerade bei solchen Veranstaltungen, buchstäblich am Wegesrand, besondere pastorale Chancen auftun: Es ergeben sich Gespräche, die nicht nur an der Oberfläche bleiben, sondern sehr tief gehen können; Männer öffnen sich, die sonst wohl kaum von sich aus Gesprächspartner aus der Kirche suchen würden. Und diese Gespräche drehen sich nicht nur um die alltäglichen Sorgen des Alltags, sondern auch um den eigenen Glauben. Ein Glaube, der in der Gemeinschaft auf dem Weg neu erfahrbar wird. Selbst für einsame Cowboys. ■

katholon.net – ein Forum und mehr

Peter Winnemöller

Für das Internet sind Foren bereits eine alte Technik, mit der schon eine lange Erfahrungsgeschichte existiert. Peter Winnemöller versucht – anhand der Entstehungsgeschichte des aus privater Initiative betriebenen katholischen Internetforums katholon.net –, die Schwierigkeiten, aber auch die pastoralen Möglichkeiten von Internetforen auszuloten. Katholon versteht sich als Versuch und Beispiel dafür, dass die positiven Effekte überwiegen können.

Sechs Jahre ist es jetzt her, als der Gedanke im Raum stand: Wir müssen etwas machen. Wir, das ist eine Gruppe von Katholiken, die sich durch ihre Freizeitaktivität in katholischen Diskussionsforen kennengelernt haben und heute das ehrenamtliche katholon.net-Team bilden. Es war der gemeinsame Gedanke, etwas anders machen zu wollen. Der Umgangston im Internet ist gene-

im Auge. Wir waren und sind der Ansicht, es müsse möglich sein, ein Forum aufzubauen, das den Benutzern erlaubt, sich wohlzufühlen. Auch Vertreter einer Außenseitermeinung sollten das können.

Das war der Leitgedanke. Dann ging es plötzlich sehr schnell. Innerhalb einer Woche stand das Konzept, die Software war installiert, und der Grafiker und Illustrator Peter Esser hatte das Design erstellt. Ein früherer Studienkollege übernahm die Technik.

Die Frage, ob Gott und der Glaube der Kirche ins Internet gehören, war für mich von dem Moment an mit „ja“ beantwortet, als ich 1992 erstmals den damals brandneuen Internetbrowser Mosaik öffnete. Das Internet steckte noch in den Kinderschuhen, und es waren vor allem technisch sehr versierte Menschen, die sich in den Newsgroups im Usenet tumelten. Auch hier wurde über Glaube, Theologie und Kirche diskutiert. Foren kamen erst einige Jahre später und sahen oft noch so aus wie eine Newsgroup im Browser.

Am 3. Februar 2005 gingen wir mit katholon.net online und hatten sofort den nötigen Betrieb

im Forum, da sich einige User aus anderen Foren bei uns anmeldeten. Niemand sollte sich Illusionen machen: katholon.net wurde heftig angefeindet. Es war von Spaltung und schlimmeren Dingen die Rede, da sich die Betreibergruppe von katholon.net in einem anderen Forum kennengelernt hatte. So habe ich das nie empfinden können und wollen. Inzwischen ist allgemein akzeptiert, dass wir einen ganz eigenen Weg gehen. Auf der Tagung „Kirche im Web 2.0“ 2010 in Stuttgart habe ich katholon.net vorgestellt und es als ein Internetforum mit pastoralem Anspruch bezeichnet. Das brachte das auf den Punkt, was bis dahin im Team so gedacht, aber bisher nie in dieser Form ausformuliert worden war.

Ein Internetforum mit pastoralem Anspruch, geht das?

Es geht. Die im Schnitt fast 150 täglich geposteten Beiträge der User geben uns recht. Es sind nicht immer nur thematische Beiträge. Es wird auch übers Wetter gesprochen. Wenn wir ein Forum = Marktplatz im Internet sein wollen, dann hat auch das seine Berechtigung. Der lockere Austausch über Themen des Alltags macht die Benutzer miteinander

Internetforum, auch Diskussionsforum genannt, ist eine Plattform im Internet, die zeitversetzte Kommunikation erlaubt. Im Gegensatz beispielsweise zum Chat, der eine Basis für Echtzeitkommunikation ist, schreiben die Benutzer in einem Forum Beiträge, die auch später jederzeit gelesen und beantwortet werden können. Abhängig von den Forenregeln und technischen Möglichkeiten können Benutzer die Themenstränge (Threads) selber eröffnen oder in vorhandenen Threads antworten. So kann man ein Internetforum als einen virtuellen Marktplatz zum Austausch von Informationen und Meinungen ansehen. Moderatoren halten die Kommunikation aufrecht und stellen ein Mindestmaß an Gesprächsdisziplin sicher.

rell etwas rau. In Internetforen kann man das beobachten. Da bilden katholische Foren keine Ausnahme. Das war uns ein Dorn

Unbeantwortete Themen • Neue Beiträge • Aktive Themen			
	THEMEN	BEITRÄGE	LETZTER BEITRAG
News Neuigkeiten • Meldungen Moderatoren: Biggi, Kermit	1118	13950	von Kermit ☺ am Di 04 Jan 11, 12:16:05
Christ und Gesellschaft Gott und die Welt • Gesellschaft und Soziales aus christlicher Sicht Moderatoren: Kermit, SchwarzesSchaf	236	9070	von Polly ☺ am Sa 01 Jan 11, 21:41:57
Projektboard "Kirche im Web 2.0" Rund um das Thema Kirche im Web 2.0 Projekte • Soziale Netzwerke • Perspektiven Moderatoren: SchwarzesSchaf, Cicero	9	155	von Kermit ☺ am Do 16 Dez 10, 11:23:00
ALLGEMEINES			
	THEMEN	BEITRÄGE	LETZTER BEITRAG
Mal nachgefragt ... Fragen • Antworten Moderatoren: Biggi, Kermit	714	27070	von Cicero ☺ am Di 04 Jan 11, 12:47:45
Bibel und Ökumene Exegese • Schriftgespräche • Ökumenischer Dialog Moderatoren: SchwarzesSchaf, caro	486	23484	von Kermit ☺ am Di 04 Jan 11, 08:21:39
KATHOLISCHER BEREICH			
	THEMEN	BEITRÄGE	LETZTER BEITRAG
Katholisches	970	47537	von Zoe ☺

vertraut. Benutzer, die miteinander vertraut sind, können sich vertrauen. Sie können sich kontrovers austauschen und dennoch den anderen achten. Es ist das Wissen um die gegenseitige Wertschätzung, die den verbalen Schlagabtausch auch dann noch als positiv empfinden lässt, wenn die argumentativen Bandagen mal härter werden. Jeder weiß, dass es um die Sache und nicht um die Person geht. Dieses Wissen ist umso wichtiger, als die Kommunikation in einem Internetforum die Schnelligkeit der mündlichen Kommunikation mit der Nachhaltigkeit der schriftlichen Kommunikation verbindet. Ein solches Kommunikationsverhalten ist für uns Menschen eine völlig neue Erfahrung. Der niederschwellige Zugang zum Internet seit Anfang des Jahrtausends öffnet nahezu jedem den Weg in Foren. Das verlangt von unserem Moderatorenteam eine hohe Aufmerksamkeit. Es gilt im Team oft erst einmal einen neuen User mit seinem persönlichen Anliegen angemessen wahrzunehmen. Es bildet sich auf diesem Wege eine Gemeinschaft, die zunächst durchaus nur virtuell ist, aber in Form von Gebetsgemeinschaft, persön-

lichen Treffen und gemeinsamen Aktionen wird die Gemeinschaft auch real wahrnehmbar. Die Moderatoren suchen durchaus auch den Kontakt zu Benutzern, wenn sich zeigt, dass eine möglicherweise sehr konkrete Hilfestellung in Glaubens- und Lebensfragen geleistet werden kann. Das geht weit über das hinaus, was ein reines Internetforum leistet.

Auch beim Umgang mit Kommunikationsstörungen versuchen wir, eigene Wege zu gehen. Es kann in den meisten Fällen, in denen Verwirrungen oder Irritationen im Forum entstehen, korrigierend eingegriffen werden, wenn es gelingt, Vertrauen aufzubauen. Doch auch im katholon.net gibt es Grenzen, jenseits derer keine Kommunikation gelingen kann. Dann müssen wir auch mal einem Benutzer den Zugang sperren. Das fällt niemandem von uns leicht, weil wir im Team nicht selten ein Anliegen verstehen und nachvollziehen können. Gelingt es nicht, dies im Forum zu kommunizieren, oder gelingt es nicht, einem Benutzer, der sich schwer tut, den Weg in die Community zu öffnen, dann ist es besser für alle, einen Trennstrich zu ziehen.

Oft habe ich oder hat ein anderer aus dem Team, zuweilen aber auch ein Benutzer aus dem Forum, nach einem Ausscheiden aus dem Forum guten Kontakt zu einem gesperrten Benutzer. In einigen Fällen stellt sich tatsächlich die Erkenntnis ein: Das Forum war nicht mein Ding. Es gehört zu unserem Anspruch als Team, den Menschen ins Zentrum der Wahrnehmung zu rücken. So hat nicht nur das Gespräch miteinander, sondern auch das Gebet füreinander von Anfang an seinen Platz im Forum gehabt. Auch das gehört für uns dazu.

Die Anzahl der Themen ist in dieser recht entspannten Atmosphäre sehr vielfältig. Wir haben eine grobe Gliederung des Forums in einen im engeren Sinne katholischen und einen im weiteren Sinne christlichen Teil vorgenommen. Obwohl wir ganz bewusst ein katholisches Forum sind und sein wollen, soll auch der Austausch mit Evangelischen und Orthodoxen möglich sein.

Peter Winnemöller, Jahrgang 1962, ist verheiratet und hat zwei Kinder. Nach seiner Tätigkeit als Fernmeldeelektroniker studierte er noch Theologie und Elektrotechnik. Gründer des Internetforums katholon.net. Er schreibt in diversen Blogs und ist freier Mitarbeiter der Redaktion des Monatsmagazins KOMMA.



Auch Menschen, die nicht an Gott glauben, melden sich ab und zu im Forum an, um mit uns ins Gespräch zu kommen.

Wer Lust hat, sich mit einer munteren Truppe in einer guten Gesprächsatmosphäre über den Glauben auszutauschen, ist immer herzlich willkommen. ■

Den Twitterern ein Twitterer

Twallfahrt @ iSiedeln:

Twitterwallfahrt zum Kloster Einsiedeln

Sebastian Berndt

Am 29. August 2010 trafen sich etwa 30–40 Twitterer mit Abt Martin Wehrle OSB von Einsiedeln (Twittername: @abtmartin) am Bahnhof Pfäffikon, um sich auf den etwa 12–15 km langen Weg nach Einsiedeln zu machen. Praktisch alle dürften virtuelle „Follower“ von Abt Martin gewesen sein, doch wie er selbst sagt: „Die meisten, die bei Twitter mitmachen, treffen wir in der Kirche am Sonntag nicht. Aber das Interesse an solch einer Twallfahrt zeigt, dass es möglich ist, solche Menschen anzusprechen und mit ihnen auf dem Weg zu sein.“ Im Laufe des Tages gesellten sich immer mehr „Twallfahrer“ hinzu, so dass in Einsiedeln schließlich knapp 80 Teilnehmer begrüßt werden konnten.

Was ist Twitter?

Twitter (engl. „Gezwitscher“) wird meist als „Kurznachrichtendienst“ oder „Microblogging-anwendung“ bezeichnet, manchmal auch als Soziales Netzwerk verstanden. Jeder Nutzer kann Textnachrichten mit maximal 140 Zeichen („Tweets“) verbreiten. Die Idee ist von den 160 Zeichen langen SMS der Handys abgeleitet – nur ohne spezifischen Adressaten. Wer die Nachrichten eines bestimmten Nutzers regelmäßig lesen will, wird dessen „Follower“, verfolgt also dessen Tweets. Insbesondere Wirtschaftsunternehmen und Journalisten nutzen Twitter zur Verbreitung von Nachrichten, vielfach mit Link auf einen größeren Beitrag im Netz. Die eher soziale Nutzung reicht von kurzen Bonmots oder Aphorismen über einfache Statusmeldungen bis zu ganzen Diskussionen unter Twitterern – mit maximal 140 Zeichen pro Beitrag. Eine Zurückverknüpfung mit dem „Real Life“ erfolgt zum Beispiel mit Hilfe einer Twitterwall, auf der etwa bei einer Konferenz die Tweets mit dem auf die Konferenz bezogenen „Hashtag“ – ein mit dem „Hash“ genannten Zeichen „#“ eingeleitetes Schlagwort – präsentiert werden und die so einen zur üblichen anschließenden Fragerunde alternativen Rückkanal zu Vorträgen ermöglicht – oder auf „Tweetups“ wie der #twallfahrt, realen Treffen von Twitterern.

Schon bei seinem ersten Kontakt mit Twitter durch die Anfrage des Schweizer Fernsehens im Dezember 2009 äußerte Abt Martin die Idee, aus der neun Monate später die „Twallfahrt“, die Twitter-Wallfahrt, werden sollte. Nachdem er im Mai 2010 mit Ralph Hutter (@pixelfreund) und Leila Summa (@leilasumma) auf der Konferenz „Glaube 2.0. Copy Paste Believe“ zusammengetroffen war, wurde das „abtartige [sic!] #Geheimprojekt“ mit deren Unterstützung vertieft verfolgt, zu dem fast ausschließlich über Twitter eingeladen wurde.

Unterwegs hielt Abt Martin kurze Katechesen über den Sinn des Wallfahrens („Gehbet“) und übte – ganz der Kürze der Twitterkommunikation entsprechend – ein leicht zu lernendes, kurzes Lied mit den „Twallfahrern“ ein. Die meisten hatten wohl noch nie in der freien Natur lauthals gesungen – und schon gar nicht vor den Kameras des Schweizer Fernsehens. Dass es dennoch funktioniert, lag an Abt Martins

„Zielgruppenorientierung“. Durch Twitter lerne er Menschen in ihrer spezifischen Situation kennen, was eine unabdingbare Voraussetzung für Verkündigung darstelle und ihm darüber hinaus auch bei seinen Predigten helfe. Dabei habe er die Erfahrung gemacht, dass mehr Interesse an unserer Botschaft bestehe, als wir selbst oft glaubten, zugleich aber auch Angst vor „Missionierung“, vor Vereinnahmung. Belehrendes Auftreten funktioniere nicht, doch sei es möglich, Glaubensperspektiven anzubieten, Gedanken und Impulse einzubringen.

Freilich setzt das ein echtes Interesse an den Menschen voraus und schließt ein bloß strategisches Herangehen aus. Auch sollte man sich nicht ärgern, wenn die Kommunikation nicht gleich auf Anhieb klappt. Um verstanden zu werden, bedarf es einer Anpassung der Kommunikationsweise. Gerade bei Twitter wird diese durch die extreme Beschränkung der Länge zu einem Großteil über das Medium

Bild: © 50mm-traveller. Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/deed.de>



erzwungen. Wichtig ist aber auch, regelmäßig und auf Augenhöhe zu kommunizieren, Grundbotschaften anschaulich auf den Punkt zu bringen: „Menschen von heute brauchen nicht lange Abhandlungen und lange Schreiben, sondern wir müssen ihnen die Botschaft, die uns anvertraut ist, auf den Punkt bringen. Und wenn ich nicht im Stande bin, das zu machen, habe ich sie nicht verstanden.“

Umgekehrt besteht auch wenig Interesse an der Institution oder dem Amt, wohl aber an der die Institution durch das Amt repräsentierenden Person. Nicht was ein Abt so denkt und tut, sondern was *Abt Martin* denkt und tut, ist von Interesse, insbesondere wenn er ein den Vorurteilen widersprechendes Bild der Kirche vermittelt (und wer repräsentiert in seiner Person schon die Vorurteile?). So erschien Abt Martin keineswegs als jemand, der aus Angst vor „der bösen Außenwelt“ hinter dicke Klostermauern geflüchtet ist, sondern als jemand, der sich gerade aus der Kraft des Klosterlebens und seiner Tradition den modernen Kommunikationsmitteln zuwendet: „Klöster waren immer füh-

rend in der Kommunikation“, und daher sei es naheliegend, dass gerade Klöster die Sozialen Medien entdeckten.

So angemessen es ist, keine Angst vor der Welt zu haben und für Neues und Anderes offen zu sein, so wichtig ist es aber gerade im Internet, ein klares Profil zu zeigen und authentisch aufzutreten. Das bedeutet keineswegs, sein Privatleben öffentlich zu machen. Vielmehr ist das öffentli-

che Profil immer nur ein Ausschnitt. Die klaren Grenzen, die Abt Martin hier zieht, werden als Privatsphäre durchaus akzeptiert.

Gerade diese Ausschnittshaf-tigkeit des öffentlichen Profils ist es wohl auch, die das große Interesse an Treffen im „richtigen Leben“ hervorruft, das letztlich das Interesse ist, die Person als Ganze kennenzulernen. Abt Martin hatte mit kaum mehr als 20 bis 30 Teilnehmern an der Twallfahrt gerechnet, doch die Sozialen Medien wirken tatsächlich sozial: „Es ist ein großes Interesse da, sich nicht nur über Twitter kennenzulernen, sondern auch wirklich zu begegnen.“ Das drückt sich darin aus, dass es im wirklich sozialen Internet nicht um große Zahlen geht: „Und auch das, denke ich, müssen wir als Kirche auch wieder neu lernen: Es geht nicht um Zahlen. Es geht nicht darum, ob etwas stattfindet oder nicht stattfindet, je nachdem wie viele mitmachen. Sondern diejenigen, die interessiert sind, die tragen das mit.“ ■

Weitere Informationen (alle Zitate sind diesen Beiträgen entnommen):

Blogbericht eines Teilnehmers: <http://flurakus.ch/wp/?p=2362>

Rundfunkinterview mit Abt Martin im Schweizer Radio (vor der Twallfahrt): http://audio.drs.ch/drs2/netzgespraeche/2010/100824_netzgesprach_abt.mp3

Schweizer Tagesschau über die Twallfahrt:

<http://www.videoportal.sf.tv/video?id=dd00ab59-00c2-4c2d-9eff-26dccc00f005>

Reflexion über die Twallfahrt aus Medienarbeitsperspektive:

<http://www.mcschindler.com/2010/08/30/twitter-was-wir-von-einem-abt-lernen-koennen>

Ralph Hutter über sein Treffen mit Abt Martin:

http://www.pixelfreund.ch/2010/05/netzzunft-mit-abt-martin-glaube-2-0-copy_paste_believe/

Wie Abt Martin zu Twitter gekommen ist:

<http://bloggingtom.ch/archives/2009/12/23/erfolgsgeschichte-twitter-in-10vor10/>

Abt Martins Twitterpredigt zu Pfingsten 2010:

https://docs.google.com/View?id=dgccqzgc_3dxv4nsdx

Bilder:

<http://www.bildwerkstatt.ch/Twallfahrt.html>

<http://50mm-traveller.net/2010/2010-08-29-twallfahrt>

<http://www.flickr.com/groups/twallfahrt/pool/>

Medialisierte soziale Kommunikation

Seelsorge 2.0: Das Referat

„Glaubensinformation und Online-Beratung“

Sebastian Berndt

„Web 2.0“ ist als Schlagwort, wenn es ums Internet geht, heute in aller Munde und erweckt den Eindruck, als ob die mit ihm meist in Verbindung gebrachten Angebote Facebook, Twitter & Co. auch für das Internet etwas grundlegend Neues wären. Da das nur für die technische Seite zutrifft, nicht aber für die kommunikative, wird der Begriff zunehmend durch den Begriff „Social Media“, „Soziale Medien“, ersetzt. Denn dieser stellt eine vollkommen richtige Bezeichnung für das Neue dar, das das Medium Internet als Ganzes ausmacht: die mediale Abbildung sozialer Kommunikation. Mit den sich daraus ergebenden Herausforderungen für die Internet-seelsorge beschäftigt sich das Referat „Glaubensinformation und Online-Beratung“ der KAMP.

Mediale Kommunikation war vor dem Internet in aller Regel entweder eine 1:1-Kommunikation zwischen genau zwei Kommunikationspartnern (Brief,

Telefon) oder Massenkommunikation (Radio, Zeitung, Fernsehen), in der ein „Sender“ viele „Empfänger“ bediente. In der Massenkommunikation steht den

„Empfängern“ nur über andere Medien ein noch dazu schwacher „Rückkanal“ zur Verfügung (Leserbriefe, Zuschauer- bzw. Zuhörertelefone). Darüber hinausgehende Möglichkeiten wie Telefonkonferenzen waren technisch nie für den Massenmarkt geeignet.

Das Internet nahm einen anderen Weg. Kommunikativ (nicht technisch) stand die E-Mail an seinem Anfang. Der nächste Schritt war jedoch nicht das World Wide Web (WWW) mit seinen zunächst statischen, kommunikationstheoretisch als Massenmedial zu verstehenden Homepages, sondern die Newsgroups des Usenets – bereits diese Bezeichnung („Nutz-Netz“) sagt viel über die Zielrichtung aus, nämlich die Gestaltung der Netzinhalte durch die Nutzer. Beim Usenet handelt es sich gewissermaßen um „Schwarze Bretter“, an die „E-Mails“ „geheftet“ und von beliebigen anderen Nutzern dieser

Vor dem Internet

Gesprächs- beziehung	Kirche		
	Medium	Seelsorge	Medien
1:1	Brief, Telefon	Beichte, Begleitung	Brief-, Telefonseelsorge
1:n	Radio, Fernsehen	Predigt	Öffentlichkeits- arbeit
n:m	—	Bibelkreis, Glaubensgespräch	—

Bretter gelesen und vor allem auch beantwortet werden können. Durch die Möglichkeit, Nachrichten in den Newsreadern (Programme zum Empfangen, Lesen, Schreiben und Versenden von Newsbeiträgen) nach Bezug auf andere Nachrichten zu sortieren, werden hierarchische Diskussionsfäden („Threads“) möglich, die eine intensive Diskussion an und in den verschiedenen Aspekten und Details einer Frage gleichzeitig ermöglichen. Diese erste medialisierte soziale Kommunikation mit vielen „Sendern“ und „Empfängern“ in zugleich (zumindest potentiell) doppelter Rolle war um 1980 und damit rund zehn Jahre vor dem WWW geboren.

Internetforen waren ab Mitte der 1990er Jahre der Versuch, diese Kommunikationsweise ins WWW zu übertragen und so medialisierte soziale Kommunikation massentauglich zu machen. Doch erst seit etwa zehn Jahren ist durch die technische Entwicklung (Breitbandanschlüsse, eine Vielzahl von Plug-ins – das sind die Möglichkeiten des Browsers erweiternde Programme – und vieles andere mehr) eine solche mediale Kommunikation zumindest für die nachwachsende Generation alltäglich geworden. Die mediale Kommunikation ist der realen Kommunikation fast (englisch: *virtual!*) gleichwertig geworden – *virtual reality*, eine „Fast-Realität“.

Wohl nicht zufällig verlieren gleichzeitig die Massenmedien in ihrer klassischen Form massiv an Bedeutung (freilich ohne überflüssig zu werden). Wer medial an soziale Kommunikation gewöhnt ist, lässt sich nicht mehr mit schwachen Rückkanälen über ein anderes Medium abspeisen, wo zudem noch die „Gatekee-

per“, die „Wächter“ über die Inhalte der „Sender“ in den Redaktionen, überwunden werden müssen, bevor andere „Empfänger“ von der Rückmeldung Kenntnis erlangen können. Der „Digital Native“ ist gewohnt, jederzeit zu allem seine Meinung mitteilen zu können – und zwar nicht (nur) dem ursprünglichen Absender, sondern der Öffentlichkeit. (Was im Übrigen erklärt, warum im Internet so schnell der Vorwurf von „Zensur“ erhoben wird.)

Das ursprüngliche World Wide Web war also ein Umweg der Internetentwicklung, aber ein technisch notwendiger, um die Sozialen Medien (der Plural zeigt an, dass das Internet gleich eine Vielzahl an Sozialen Medien bereitstellt: Usenet, Internetforen, Blogs, Soziale Netzwerke, Twitter, Social Bookmarks, Video- und andere Portale mit nutzergenerierten Inhalten sowie die verschiedensten Kombinationen solcher Angebote) auch für die breite Masse zugänglich zu machen. Die Medialisierung sozialer Kommuni-

kation ist das Proprium des Internets und stellt das eigentlich „Revolutionäre“ an der „digitalen Revolution“ dar.

Doch das Internet verbindet in seiner heutigen Gestalt alle drei zu Beginn genannten Kommunikationsarten, was einen Teil seiner Vielfalt und auch Unübersichtlichkeit ausmacht. Dadurch existiert nun eine Breite an Möglichkeiten, die alle Grundvollzüge der Kirche auch auf mediale Weise virtuell (fast!) reproduzierbar macht. Das Internet verändert dadurch auch ihre mediale Form. Vor dem Internet erfolgte Martyria medialisiert vor allem in Form von Öffentlichkeitsarbeit über die Massenmedien, Diakonia in Form von Einzelseelsorge über Brief und Telefon. Entsprechend begann auch die seelsorgliche Nutzung des Internets mit der Übertragung dieser Idee als Mail- und Chatberatung, und die Online-Beratung stellt daher heute den fortgeschrittensten Bereich seelsorglicher Internetnutzung dar. Doch über die Sozialen Medien

Im Internet

Beziehung	Internet	Internetseelsorge
1:1	E-Mail, Skype, VoIP	<i>Diakonia</i> : Online-Beratung <i>Leiturgia</i> : Internetexerzitien
1:n	statische Homepages	<i>Martyria</i> : Glaubensinformation <i>Leiturgia</i> : Impulse, Gebetsanliegen
n:m	Usenet, Chat, Foren, Blogs, Netzwerke...	<i>Koinonia</i> : Glaubenskommunikation <i>Leiturgia</i> : Online-Gebet/ Online-Liturgie(?)

sind auch Seelsorgeformen möglich, die solchen der gruppenspezifischen Seelsorge in der Gemeinde deutlich ähnlicher sind als der Einzelseelsorge (vgl. auch die Beiträge zu Gemeinschaftsformen im Internet im Schwerpunktteil dieser *εὐangel*-Ausgabe).

Auf der anderen Seite nähern sich auch die kommunikativen Gewohnheiten auf massenmedialen Internetseiten mit ihren Kommentarfunktionen und Ansätzen zu Communitys solchen Formen an. Daher kann Verkündigung nicht mehr von einem „Sender“ über viele „Empfänger“ hinweg erfolgen, sondern die „Empfänger“ erwarten, auf das Angebotene reagieren und antworten zu können. Dass das keineswegs von Nachteil ist, bringt Abt Martin von Einsiedeln zum Ausdruck, wenn er sagt, über Twitter sei er sehr viel näher an der Lebenswirklichkeit der Menschen (oder zumindest der Teilgruppe der Twitterer), als ihm das auf anderem Wege möglich wäre (vgl. S. 42 f. in diesem Heft). Die Wahrnehmung der Diversität von Lebensrealitäten kann dadurch verbessert werden, die eine notwendige Voraussetzung angemessener Verkündigung ist.

So werden die Grenzen zwischen den Grundvollzügen im Medium Internet fließend. Aus der Verkündigung entsteht Gemeinschaft, aus der Gemeinschaft heraus die Möglichkeit der Diakonie – auch der Nutzer untereinander – und so wiederum eine neue, ganzheitlichere Form der Verkündigung durch das (virtuelle, also *fast* reale) Lebenszeugnis.

Am schwierigsten stellt sich noch die mediale Gottesverehrung, die Liturgia dar. Gebete und Austausch über Frömmig-

keitsformen sind im Internet gewiss in derselben Weise möglich wie in Büchern. Exerzitien im Alltag und die Weitergabe von Gebetsanliegen können ebenso problemlos medialisiert werden, und das Internet lässt sich selbstverständlich auch für die Übertragung von Gottesdiensten nutzen. Doch ein für andere menschliche Leser niedergeschriebenes Gebet ist nicht dasselbe wie ein an Gott gerichtetes, gesprochenes Gebet, und das Abspielen eines Gottesdienst-Podcasts genauso wenig ein vollwertiger Ersatz für den realen Besuch eines Gottesdienstes, wie es der Fernsehgottesdienst ist. So spiegelt sich wider, dass Gebet und Liturgie eine eigene Kommunikationsform darstellen, deren Kommunikationspartner diese Welt und damit auch ihre Medien übersteigt. Diese reale Kommunikation erfolgt jedoch in medialen Ausdrucksformen – von dem profanen Gebrauch entzogenen liturgischen Geräten und liturgischer Kleidung bis zu Gebetshaltungen und -gesten –, die die Wirklichkeit einer anderen Realität mehr verbergen müssen als sie sinnlich zum Ausdruck bringen zu können; am augenfälligsten in der Eucharistie. Insofern sich Liturgie also als Form virtueller – das heißt ohne Frage echter, aber sich medialer, vermittelnder Hilfsmittel bedienender, also *fast* realer – Kommunikation verstehen lässt, wird es umgekehrt möglicherweise über die Erfahrungen mit den Sozialen Medien einfacher, liturgische Ausdrucksformen wieder zugänglich zu machen, die einem latent materialistischen Zeitgeist nicht mehr verständlich, weil nicht erfahrbar erscheinen.

Mit solchen Grundlagenfragen ist bereits die wesentliche Auf-

gabe des Referates „Glaubensinformation und Online-Beratung“ zum Ausdruck gebracht. Erst auf dem Hintergrund einer hier nur kurz angerissenen gedanklichen Durchdringung des Internets erscheinen die anderen, eher praktischer orientierten Aufgaben des Referats sinnvoll. Nur wenn die Koordinierung und Vernetzung, vor allem durch die Konferenz der Internetseelsorgebeauftragten, sowie das Beobachten und Analysieren der kirchlichen Internetseelsorgeangebote auf *theologischen* Reflexionen gründen, kann in diesen Aufgabenbereichen mehr erreicht werden als das andernfalls unvermeidliche Hase-und-Igel-Spiel, bei dem der Hase Kirche immer dem Igel des aktuellen Online-Trends hinterherläuft. Nur wer eigene Deutungsmodelle auf das Internet anwendet und daraus eine Vision entwickelt, kann selbst Quelle eines solchen Trends werden. Etwas anderes taten weder Tim Berners-Lee, der gegen einige Widerstände die HyperText Markup Language (HTML) und damit die Grundlage des WWW entwickelte, noch Larry Page und Sergei Brin, die Google-Gründer, noch Mark Zuckerberg, der jüngst mit Facebook die Nutzungsgewohnheiten im Internet revolutionierte. Sie alle hatten ein intuitives und von anderen Vordenkern geprägtes Verständnis des Internets und haben geschaffen, was *sie* für nützlich erachteten. Die Kirche sollte sich daher nicht zurückhalten, das Internet unter Berücksichtigung seiner Eigengesetzlichkeiten so zu nutzen, wie es ihr nach ihren Maßstäben hilfreich ist.

Die aktuell noch großen Defizite der kirchlichen Internetnutzung sind auf diesem Hintergrund alles andere als überr-

schend. Und sie decken sich mit den Erfahrungen der meisten Institutionen und Organisationen. Kaum ein Wirtschaftsunternehmen hat einen wirklich durchschlagend erfolgreichen Plan, mit den Herausforderungen durch die Sozialen Medien umzugehen, zu stark sind sie immer noch vom Marketinggedanken der Herrschaft über das eigene Image beschäftigt. In der Kirche scheint darüber hinaus ein anderes Problem zu bestehen, nämlich die Unübersichtlichkeit des Internets verbunden mit dem Versuch, *alles* abdecken zu wollen. Während der einzelne Internetnutzer sich einfach herauspickt, was ihm gefällt, denkt die Kirche strategisch, strukturell und organisationell und muss das auch tun. Doch dass jeder alles macht, ist im Internet weder nötig noch möglich. Als eigener, virtueller Raum hält es sich bekanntlich allenfalls an Sprach-, nicht aber an Bistums- oder Staatsgrenzen. Sinnvoll erscheint daher von der Metaebene her gedacht eine Arbeitsteilung zwischen verschiedenen Bistümern, Orden und Verbänden, von der einzelnen Organisationseinheit her gedacht die Konzentration auf ein bestimmtes Feld, ein bestimmtes Angebot. Was etwa ein Bistum leisten kann, hängt in der aktuellen Experimentierphase an den persönlichen Charismen einzelner Mitarbeiter. Der eine fühlt sich in der Online-Beratung Einzelner, der andere bei Twitter wohl, ein Dritter bei Facebook, und ein Vierter hat eine Begabung für die Produktion kurzer Videoclips, die Glaubenserfahrungen auf den Punkt bringen. Eine solche Personalisierung ist auch vom Medium her geboten, denn im Netz zählen Personen, nicht Institutionen, wobei letztere

durch authentisch auftretende Personen ein Gesicht bekommen und interessant werden können.

Bei all dieser Ermutigung zum „Mut zur Lücke“ – will man über das Internet evangelisieren, will man „das“ Internet evangelisieren, muss man sich auf dessen Gesetze einlassen. Organisationen stehen und fallen mit den Personen, die sie im Internet vertreten – und zwar nicht mit einem medial aufgebauten Schein, nicht mit der Fähigkeit der Person, ihr Amt



Sebastian Berndt betreut in der Arbeitsstelle das Referat „Glaubensinformation und Online-Beratung“.

auszufüllen, sondern mit der Authentizität als Mensch. Internetkommunikation wird grundsätzlich egalitär verstanden, es zählt das Argument, die persönliche Überzeugungskraft, die Fähigkeit, auf Gegenargumente angemessen und konkret eingehen zu können, auch emotional, nicht das bloße Wissen, das Amt oder die Bildungsabschlüsse. Sie ist daher nicht zu steuern und jede Intransparenz eine potentielle Misstrauensquelle. Insbesondere

bei der moderierten Kommunikation steht schnell der Vorwurf der „Zensur“, des Unterdrückens missliebiger Meinungen, im Raum – ein Vorwurf, der schwerer wiegen kann als das Zulassen von an Beleidigung grenzender Kritik. Die meisten Nutzer bemerken, wo sachliche Argumente in verunglückte Formulierungen verpackt werden und wo ihr Fehlen durch Aggressivität und Beleidigung zu kaschieren versucht wird, wo also – im Internetjargon – „getrollt“ wird. Wie jede soziale Kommunikation und Gemeinschaft verfügen auch virtuelle – also fast reale – Gemeinschaften über implizite soziale Regeln und durch diese über Selbstheilungskräfte – *fast* wie im „richtigen Leben“. Administratoren und Moderatoren sollten und müssen sich als Diener an diesen sozialen Kräften verstehen und nicht gemeinschaftsfremden Interessen verpflichtet sein.

Daher ist die eigentliche kirchliche Antwort auf die Herausforderungen des Internets nicht das Schaffen einer kirchlichen Internetparallelstruktur, sondern das Gehen auf die Internet-Areopage dieser Zeit. Dort haben hauptamtliche Mitarbeiter aber – seien sie Priester oder Laien – trotz der Notwendigkeit ihres Engagements, die sich aus ihren spezifischen Kompetenzen ergibt, einen großen Nachteil: Jede ihrer Äußerungen wird immer auch als die Äußerung eines Angestellten verstanden werden, der für genau diese Äußerungen bezahlt wird. Größere Authentizität hat daher immer der Laie, der seinen Lebensunterhalt nicht bei der Kirche verdient, der seine Äußerungen also ganz offensichtlich aus freien Stücken tätigt. Ein wichtiges Themenfeld der Internetseelsorge wird daher die Unterstützung des

Laienapostolats werden, das heißt, einerseits das freiwillige Engagement von Laien im Internet als das *kirchliche* Handeln wertzuschätzen, als das es theologisch zu qualifizieren ist, und andererseits Laien sowohl geistlich wie katechetisch als auch technisch und medienpädagogisch zu diesem Dienst zu befähigen.

Darüber hinaus erfüllt das Referat „Glaubensinformation und Online-Beratung“ konkrete Aufträge für die Deutsche Bischofskonferenz. Hierbei handelt es sich aktuell um die Sites *katholisch-werden.de*, *internetseelsorge.de* und „Kirche am Ball“ zur Frauenfußball-WM 2011 in Deutschland.

Da bei *katholisch-werden.de* der Übergang zwischen der Ende 2009 aufgelösten Katholischen Glaubensinformation (kgi) und der KAMP gewährleistet werden konnte, war hier schnell eine dauerhafte organisatorische Lösung zu finden, die seit Ende Oktober 2010 in Betrieb ist. Dabei wurde zugleich der technische „Web 1.0“-Standard des Kontaktsystems an die gegenwärtig üblichen Standards der Online-Beratung hinsichtlich Datenschutz und -sicherheit angeglichen. Statt E-Mails, die für seelsorgliche Anliegen ungefähr so geeignet wie Postkarten sind – jeder, der auf sie Zugriff hat, kann sie lesen –, gibt es nun ein serverseitiges WebMail-System mit einer standardmäßigen und ohne größeren Aufwand für Anfragende und Mitarbeiter nutzbaren Verschlüsselung jedes Zugriffs auf diesen Server, so dass die Kontakte zwischen Ratsuchenden und Mitarbeitern nun eher einem Einschreiben mit Rückschein samt Transportversicherung entsprechen. Hinzu kommt ein deutlich geringerer Aufwand bei der Aktualisierung der Mitarbeiterdaten,

da die Mitarbeiter ihre Daten jederzeit selbst aktualisieren können, ohne über einen mehrschrittigen Dienstweg gehen zu müssen. Technische Schwierigkeiten der Mitarbeiter bei der Beantwortung der Fragen können nun ebenfalls von der Technik identifiziert werden, so dass übergeordnete Ebenen unterstützend eingreifen können, ohne dass der Mitarbeiter selbst die Initiative ergreifen muss. Schließlich ermöglicht eine technisch erstellte und teilweise anonymisierte Statistik, einen empirisch begründeten Überblick über die tatsächliche Zahl der ernstgemeinten Anfragen zu gewinnen.



Für die Internetsite, die die pastoralen Angebote der katholischen Kirche im Rahmen der Frauenfußball-WM bündeln soll, ist geplant, erste Social-Media-Erfahrungen mit einer offiziellen DBK-Seite zu sammeln. Die Realisierbarkeit ist aufgrund der kurzen Vorbereitungszeit noch offen.

Internetseelsorge.de stellt eigentlich das wichtigste der drei aktuellen Projekte dar. Nach wie vor kommen rund 50 % der Besucher von *kamp-erfurt.de* über *internetseelsorge.de*, die Site wird also nach wie vor nachgefragt. Hier gestaltete sich der Übergang von der kgi zur KAMP schwieri-

ger, so dass aufgrund unklarer Rechtlage mit Ausnahme einer Linkliste sowie (nach einigen rechtlichen Klärungen) des Glaubenskurses der kgi keine Inhalte an die KAMP übergegangen sind. Hinzu kommt, dass das Referat „Glaubensinformation und Online-Beratung“ bewusst *nicht* als eigener Anbieter von Internetseelsorge konzipiert wurde, so dass das frühere Angebot der kgi auch unabhängig von der Rechtlage nicht hätte weitergeführt werden können. Für die Weiterentwicklung der Site, die erst nach Abschluss des Projekts „Kirche am Ball“ ab Herbst 2011 möglich sein wird, ist eine Mischung aus Portal und Plattform angedacht. Das Portalelement soll dann strukturiert nach den verschiedenen Angebotsbereichen alle offiziellen Internetseelsorgeangebote der katholischen Kirche in Deutschland verzeichnen, so dass der Nutzer bei Bedarf das für ihn am besten passende Angebot finden kann. Die Plattformfunktion hingegen bestünde in der in gewissen Abständen wechselnden Vorstellung verschiedener Angebote, die den „eiligen Nutzer“ an ein gutes Angebot im jeweiligen Bereich weitervermitteln kann. Abgerundet würde das Ganze durch eine Art „Mashup“ der katholischen Internetseelsorge. „Mashup“ bezeichnet eine Web 2.0-Technik, die verschiedene Dienste und Inhalte anderer Anbieter mit Hilfe technischer Schnittstellen zu einem neuen Angebot zusammenfügt. So lassen sich Elemente der bestehenden Angebote, auch regelmäßig wechselnde, ohne großen Aufwand auf *internetseelsorge.de* einbinden und ein guter Überblick über die Vielfalt der seelsorglichen Nutzung des Internets schaffen.

Damit schließt sich in gewisser Weise der Kreis. Begonnen wurde die Vorstellung des Referats „Glaubensinformation und Online-Beratung“ mit einer Strukturierung der unübersichtlichen Welt des Internets, beendet mit der konkreten Vision eines technischen Angebots, das für den Nutzer eine Schneise in den zwar

noch kleinen, aber nicht minder vielfältigen Dschungel der katholischen Internetseelsorge schlagen soll. Dennoch wird auf absehbare Zeit viel zu tun bleiben. Noch immer steht die „digitale Revolution“ an ihrem Anfang, ihre weitere Entwicklung und ihre Folgen liegen noch im Dunkeln, obwohl oder gerade weil sich das Internet

im vergangenen halben Jahrhundert mit abnehmenden Zyklen mindestens dreimal neu erfunden hat. Aufgabe des Referates „Glaubensinformation und Online-Beratung“ muss es sein, vorauszudenken, selbst Akzente zu setzen und Entwicklung zu gestalten, anstatt nur auf sie zu reagieren. ■

Was mich als Christen bewegt

Norbert Lammert

Im November 2010 wurde bekannt, dass Bundestagspräsident Norbert Lammert unter anderem das Vaterunser neu übersetzt hat. Ein guter Grund zu fragen, was ihn als Christen bewegt.

Warum sind Sie Christ?

Weil ich getauft und dieser Entscheidung meiner Eltern auch gegen manche Glaubenszweifel treu geblieben bin.

Was ist Ihnen in Ihrem Glauben am wichtigsten?

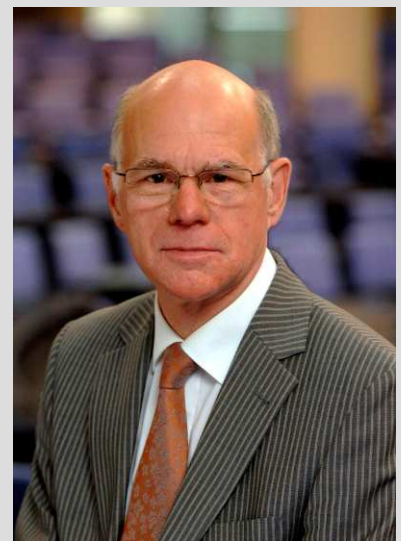
Die Zuversicht, das Selbstbewusstsein und die Demut, die er vermittelt.

Was möchten Sie der Kirche in der heutigen Situation sagen?

Nicht mit der Zeit gehen, aber auch nicht gegen sie, die Lebenswirklichkeit nicht aus dem Auge verlieren und das historisch gewachsene Kirchenrecht nicht für wichtiger halten als das Gebot der Nächstenliebe.

Als Ergänzung fügt die Redaktion hier noch das Vaterunser in der Version von Norbert Lammert an:

Unser Vater im Himmel!
Groß ist dein Name und heilig.
Dein Reich kommt, wenn dein Wille geschieht,
Auch auf Erden.
Gib uns das, was wir brauchen.
Vergib uns, wenn wir Böses tun und Gutes unterlassen.
So wie auch wir denen verzeihen wollen,
Die an uns schuldig geworden sind.
Und mach uns frei, wenn es Zeit ist,
Von den Übeln dieser Welt.
Denn dein Reich ist herrlich und ewig durch die Kraft der Liebe.
Amen.



Prof. Dr. Norbert Lammert MdB ist der Präsident des Deutschen Bundestags.

Projektwoche „junge kirche unterwegs zu dir“

Sarah Winterer

Mit einem Bus fuhr die „junge kirche dortmund“ im September 2010 eine Woche lang Schulen und Jugendzentren an.

Die „junge kirche dortmund“ ist ein Projekt der Katholischen Stadtkirche Dortmund. Das Projekt hat die Aufgabe, für Jugendliche und junge Erwachsene ihrer Lebenswelt gerecht werdende spirituelle Angebote zu machen. Die Idee ist, mit und für junge Menschen spirituelle Aktionen anzubieten und alternative Gottesdienste zu feiern. Dabei umfassen die Angebote ein breites Spektrum, um möglichst viele Jugendliche zu erreichen. Verortet ist die junge Kirche Dortmund in einer Pfarrgemeinde in einem Wohngebiet. Doch die Erfahrung hat gezeigt, dass besondere Gottesdienste allein nicht genügen, um junge Menschen anzusprechen. So sind zu den bestehenden Angeboten vor allem bereits „kirchlich beheimatete“ Jugendliche gekommen, aber keine Fernstehenden. Oft war den Jugendlichen auch der zeitliche Aufwand der pastoralen Angebote zu groß und der Raum der „jungen kirche dortmund“ in einem Vorort zu

weit entfernt und schwer erreichbar. So entstand die Idee, sich zu den Orten, an denen die jungen Menschen leben, zu bewegen, die



„Kirche“ buchstäblich in einen gemieteten Reisebus zu packen und Schulen, Jugendtreffs und Jugendstellen anzusteuern. Dort fand dann in Kooperation mit den Schulen und Jugendtreffs Religionsunterricht und die Vermittlung von Glaubenserfahrungen statt. Durch dieses „Hineingehen“ in die Lebenswelt der Jugendlichen konnte mit jüngeren und fernstehenden Jugendlichen ein erster Anknüpfungspunkt mit dem Evangelium und der Kirche gestaltet werden.

Vom 5. bis 12. September 2010 stoppte das „junge-kirche“-Team mit dem Bus vormittags auf Schulhöfen, so dass Schulklassen ihre Unterrichtsstunde dorthin verlegen konnten. Am Nachmittag ging es zu Jugendzentren und weiteren Orten, wo sich viele junge Menschen aufhalten. Hier wurde den Jugendlichen ein spi-

rielles Programm geboten. Wir wollten deutlich machen, dass Gott überall ist und die Kirche sich nur hinbewegen muss. Das Angebot erstreckte sich über sportliche, künstlerische und thematische Angebote, die engagierte Jugendliche mitgestaltet haben. In 45-minütigen Einheiten ging es darum, suchenden jungen Menschen einen Zugang zum christlichen Glauben zu eröffnen. Über kreative Einstiege, wie zum Beispiel eine Versteigerung von Werten wie bei „Ebay“, ist es gelungen, mit den Jugendlichen sehr gut ins Gespräch zu kommen, welche Bedeutung der Glaube und Kirche in ihrem Leben hat bzw. haben kann.



Von dem „ganz anderen Unterricht“ waren die Schüler positiv überrascht. Spielerisch und ohne Bücher entwickelten die Jugendlichen Thesen zu verschiedenen Glaubens- und Lebensthemen. „Der Unterricht im Bus hat viel mehr mit dem Leben zu tun“, lobten die Jugendlichen im Nach-



hinein die Aktion. Die Verkündigungssprache war an dieser Stelle *verständlicher* und wurde nicht als eine „fremde Sprache“ empfunden, die nichts mit dem Leben der Angesprochenen zu tun hat.



Wir, das „junge-kirche“-Team, waren mit dem Verlauf dieses Projekts ebenfalls zufrieden. Circa 800 Jugendliche sind während dieser Woche in den „junge-kirche“-Bus gestiegen. Die meisten jungen Menschen im Bus haben sich nach anfänglicher Skepsis an den Aktionen beteiligt. So beispielsweise an der Berufsschule, als sich muslimische und christliche Schüler über die Person des Abraham unterhielten.

Für uns war die Aktion ein Erfolg, weil wir mit vielen Jugendlichen ins Gespräch gekommen sind. Es fanden offene und intensive Austausche statt, obwohl die zehn Ehrenamtlichen und Mitarbeiter der „jungen kirche“ den Jugendlichen kaum bekannt waren. Die Jugendlichen haben sich auf die Aktion eingelassen, und das zeigt, wie wichtig es ist, dass Kirche sich aufmacht. Des Weiteren forderten die Äußerungen der Jugendlichen in den Gesprächen die „junge kirche“ heraus, neue Wege des Glaubenslebens zu gehen.

Außerdem wurde der Kontakt zwischen uns und den Schulen beziehungsweise den Kirchengemeinden verbessert. Die guten Kooperationen wurden ausgebaut. Die Lehrer und Ansprechpartner in den Kirchengemeinden

gaben uns eine positive Rückmeldung zu dem Projekt. Die gestellten Aufgaben seien für die Kinder und Jugendlichen gut zu bewältigen gewesen und hätten sie spürbar zum Nachdenken angeregt.

Nach fünf Tagen Aktion wurde das Projekt am Sonntagabend mit einem ökumenischen Jugendgottesdienst, einem Open-Air-Konzert mit der Coverband „Finerib!“ und einer Grillparty abgeschlossen.

Der ökumenische Verein „Andere Zeiten“ war von der Idee begeistert und finanzierte das Projekt mit 10.000 Euro Preisgeld. Der Verein selbst sieht sich dem missionarischen Auftrag verpflichtet und will die Botschaft von Jesus Christus, wie sie die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) versteht, allen Menschen vermitteln. Für den Vereinsgründer Pastor Hinrich Westphal sollten „Christen sich nicht verstecken, sondern in einer Gesellschaft voller Sehnsucht und Zweifel selbstbewusst auftreten“ und ihren Glauben „kreativ, authentisch und offensiv weitergeben“. Der in diesem Sinne ausgelobte Missionspreis hat das Ziel, neue Konzepte, Initiativen und Projekte, die darauf gerichtet sind, suchenden und kirchenfernen Menschen Zugang zum christlichen Glauben zu eröffnen, zu fördern und auszuzeichnen. Daher würdigte Pater Andreas Leblang, Mitglied der Jury des Missionspreises von „Andere Zeiten“, das Projekt der „jungen kirche dortmund“: „Hier wird auf eine überzeugende Art versucht, junge Menschen mit Kirche und Glauben in Berührung zu bringen.“

Alle Ehrenamtlichen und Mitarbeiter der „jungen kirche“ beschrieben im Nachhinein, dass ihnen persönlich das Projekt viel

Spaß gemacht hat. Für alle waren die Gespräche, die im „junge-kirche“-Bus geführt wurden, sehr bereichernd und motivierend. Das bestärkt uns in dem Weg, weiter nach neuen Formen zu suchen und auf Jugendliche zuzugehen.

Das Projekt zeigt insgesamt, auch durch die Mitverantwortung der Laien, dass eine Pastoral, die missionarisch sein will, *alle Christen* zum Zeugnis und Bekenntnis der „Hoffnung, die [uns] erfüllt“ (1 Petr 3,15), aufrufen soll. Mit „demütigem Selbstbewusstsein, Gelassenheit und Gebet“ (Zeit zur Aussaat) haben sich die Verantwortlichen auf den Weg gemacht und sich „in Glaubensdingen ins Herz schauen lassen“. Damit entwickelten wir, quasi als Nebeneffekt, eine *Auskunfts- und Sprachfähigkeit* für unseren christlichen Glauben. Im Projekt wurden „Biotope des Glaubens“ (Zeit zur Aus-

Ansprechpartner für das Projekt „junge kirche dortmund“ sind Pastor Frank Wecker, Gemeindefereferent Hubertus Wand und Referentin für Jugend und Familie Sarah Winterer (Foto), die auch diesen Artikel verfasst hat.



Träger des Projekts „junge kirche dortmund“ ist die Katholische Stadtkirche Dortmund.

Weitere Informationen unter:
<http://www.jungekirche-dortmund.de/>

saat) vor Ort geschaffen, die zeitlich begrenzt und erfahrbar waren. Die Bushaltestellen wurden zu „Anknüpfungspunkten“ für den christlichen Glauben. So konnten, für viele anfanghaft, christliches Lebenswissen und christliche Lebenshaltungen kennengelernt werden.

Der „Religionsmonitor 2008“ der Bertelsmann Stiftung

Teil 2

Tobias Kläden

Im letzten *εὐangel*-Heft wurden die Konzeption und einige der quantitativen Ergebnisse des Religionsmonitors der Bertelsmann Stiftung vorgestellt. Teil 2 berichtet nun über Ergebnisse des qualitativen Teils des Religionsmonitors und deutet einige Konsequenzen aus den Ergebnissen an.

Die quantitative Befragung des Religionsmonitors wurde in Deutschland durch 49 zum Teil mehrstündige qualitative Tiefeninterviews ergänzt und vertieft. Die (bereits quantitativ befragten) Interviewpartner stammten aus einem groß- und einem kleinstädtischen Bereich (Berlin und Ostwestfalen-Lippe). Die Konzeption und die Interpretation der qualitativen Studie wurden von dem Münchener Soziologen Armin Nassehi verantwortet.

Die Ergebnisse sind aufschlussreich: Nach Auswertung der knapp 50 Interviews kommt Nassehi zu dem Schluss, dass sich in den Interviews fast durchgängig – unabhängig von dem Ausprägungsgrad der Religiosität – eine erhebliche religiöse Kompetenz ausdrückt. Damit ist nun keine Aussage über die Differenziertheit der religiösen Gestalten oder das Wissen über Religion gemeint, sondern die Fähigkeit, religiöse Formen als solche zu identifizieren und praktisch auf das eigene Leben anwenden zu können. In den Interviews vollzieht sich gewissermaßen selbst religiöse Kommunikation, und zwar über die

alltagspraktische Relevanz des Religiösen.

Dabei wird deutlich, dass, formelhaft gesprochen, jeder seinen eigenen Glauben hat: Konsistente und eindeutige Gestalten von Religiosität, wie man sie aus einer theologischen bzw. kirchlichen Binnenperspektive erwarten würde, sind die absolute Ausnahme. Vielmehr kommt in den Interviews eine Inkonsistenz zum Vorschein, die nicht an der internen kirchlichen Systematik, sondern am eigenen Erleben orientiert ist. Von daher ist die angesprochene Inkonsistenz eigentlich nur dann als solche wahrzunehmen, wenn man von der unmittelbaren Übernahme konfessioneller Lehrmeinungen in die individuellen Gestalten der Religiosität ausgeht. Tatsächlich aber wird Inkonsistenz von den Interviewten nicht als ein Mangel oder ein Problem, sondern als eine Lösung verstanden: Um in einer unübersichtlich und inkonsistent gewordenen Welt zurechtzukommen, kombinieren die Interviewten selbst eben auch unterschiedlichste religiöse Versatzstücke in ihrer je individuellen Zusammenstellung.

Das entscheidende Moment der sich in den Interviews ereignenden religiösen Kommunikation ist, dass die Interviewten sich in die Position eines authentischen Sprechers begeben. Die Plausibilität religiöser Rede steht und fällt gerade mit der authentischen Haltung ihrer Sprecher: Es gelingt ihnen, Unbestimmtes mit Bestimmtheit auszudrücken – bezogen auf die eigene Biographie. Wiederum auf eine Formel gebracht, könnte man sagen: Wer religiös angesprochen wird, antwortet religiös; und dies gilt zu großen Teilen auch für die in der quantitativen Befragung als nicht-religiös Qualifizierten. Religion bzw. Religiosität erscheint damit, so Nassehi, in der Gesellschaft in Deutschland als ein generalisiertes Medium, das auch den nicht explizit Religiösen vertraut ist.

Die religiöse Landschaft ist nicht unabhängig bzw. ungebunden von kirchlichen Organisationen, jedoch bestimmt die Kirchenmitgliedschaft das individuelle religiöse Erleben letztlich nicht eindeutig. Aus kirchlicher Perspektive ergibt sich daraus ein merkwürdiges Dilemma: Je inten-

siver die Religiosität, desto innerlich unabhängiger sind die Betreffenden in ihrer Kirchlichkeit. Die gerade bei Hochreligiösen festzustellende Kirchenferne kommt also nicht aus einem Desinteresse an Religion oder einer generellen Kritik an der Kirche; vielmehr ist der springende Punkt die Relevanz des Religiösen für das eigene Leben. Prekär ist diese Situation für die Kirche insofern, als Nassehi gar kein religiöses Motivations- oder Mobilisierungsproblem diagnostiziert, sondern dass sich die individuelle Religiosität dem Zugriff kirchlicher Organisationen entzieht oder zumindest distanziert gegenübersteht. Und umgekehrt: Alles, was an kirchlichem Engagement über den engeren religiösen Bereich hinausgeht, wird womöglich gerade von den Hochreligiösen gar nicht als religiöse Form wahrgenommen.

Welche Schlüsse sind nun aus dem Religionsmonitor zu ziehen, sowohl aus dem quantitativen als auch aus dem qualitativen Teil der Studie?

Konsequenzen

Mögliche Konsequenzen für den Umgang mit dem Religionsmonitor ergeben sich auf mindestens zwei verschiedenen Ebenen:

1. Praktische Nutzung des Religionsmonitors zur Erfassung der individuellen Religiosität

Zunächst einmal kann der Religionsmonitor über die Online-Version des Fragebogens frei zugänglich genutzt werden, um sich eine automatisierte (und selbstverständlich anonyme) Rückmeldung über das eigene Profil der Religiosität, auch im länderspezifischen Vergleich, geben zu lassen (www.religionsmonitor.com). Dadurch kann ganz allgemein die Beschäftigung mit der eigenen Re-

ligiosität gefördert werden: Durch die Bewusstmachung verschiedener Facetten der eigenen Religiosität und deren je spezifischer Ausprägung wird die Reflexivität im Umgang mit der eigenen Religiosität erhöht und möglicherweise ein Anstoß für Reifungs- und Entwicklungsprozesse gelegt (der ggf. nach einiger Zeit durch eine erneute Teilnahme am Religionsmonitor überprüft werden könnte). Die Gruppenfunktion ermöglicht darüber hinaus den Vergleich religiöser Profile innerhalb bestimmter Gruppen und eröffnet Gesprächsgelegenheiten über die Bedeutung der Religion.

2. Umgang mit Ergebnissen des Religionsmonitors

a) Für die Entwicklung konkreter pastoraler Strategien scheint das Instrument des Religionsmonitors (noch?) nicht geeignet zu sein; dazu erscheint beispielsweise die Dreistufigkeit des Zentralitätsindex zu unterkomplex.

b) Dennoch bietet der Religionsmonitor ein sehr differenziertes und methodisch fundiertes Bild von der religiösen Lage der Gegenwart, die zu kennen für alle Religionsgemeinschaften wichtig ist. Die Ergebnisse lassen für Deutschland – auch bei Relativierungen im weltweiten Vergleich – ein erhebliches religiöses Potenzial erkennen. Dieses Potenzial muss nicht kleingeredet werden, sondern kann durchaus im Sinne einer religiösen Ansprechbarkeit der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung interpretiert werden. Auf der anderen Seite sollte man aber auch nicht in Euphorie verfallen: Dem diagnostizierten religiösen Potenzial liegt ein weiter Religionsbegriff zugrunde; es bedeutet kein unmittelbar kirchliches Potenzial, besonders nicht im Sinne einer konfessio-

nellen oder theologischen Konsistenz.

c) Eine offene Frage betrifft den Umgang mit diesem für die Kirchen prekären Phänomen der weitverbreiteten Inkonsistenz der religiösen Gestalten. Wie stellt sich die Kirche der Tatsache, dass sich in der religiösen Landschaft unorganisierte, vielleicht sogar unorganisierbare Formen religiösen Erlebens etablieren, und das gerade bei hochreligiösen Menschen?

Realistisch gesehen kann für folgende Option plädiert werden: Die Kirche sollte (weiterhin) selbst als eine authentische Sprecherin auftreten und ihre Botschaft zwar anschlussfähig, aber ohne falsche Anpassung, also auch in ihrer Widerständigkeit verkünden. Sie sollte in ihren eigenen Räumen viele Möglichkeiten zu religiöser Kommunikation schaffen und Menschen auf kreative Weise religiös ansprechen, um Gelegenheiten zu religiösen Antworten zu geben.

d) Ein sehr bedeutsamer Faktor für die religiöse Ansprechbarkeit scheint nach den Ergebnissen des Religionsmonitors vor allem die religiöse Sozialisation in der Kindheit zu sein, auch wenn diese sich erst viel später im Erwachsenenalter manifestieren sollte. Die Förderung religiöser Sozialisation im Kindesalter ist also eine wichtige kirchliche Aufgabe, wofür Ressourcen nicht beschnitten werden sollten.

KAMP wird sich weiter mit der Frage beschäftigen, welche pastorale Relevanz die Ergebnisse des Religionsmonitors haben. Denn: Was würde sich ändern, wenn man in der Pastoral ernst nähme, dass nach diesen Ergebnissen 70 % der Deutschen als religiös oder sogar hochreligiös zu qualifizieren sind?

Rezension

Heinzpeter Hempelmann, Der Neue Atheismus und was Christen von ihm lernen können. Brunnen Verlag, Gießen – Basel 2010. ISBN: 978-3-7655-1463-0. 208 Seiten, € 16,95.

„Christlicher Glaube braucht Religionskritik“ (61), er muss sich den Argumenten auch seiner Gegner stellen und daraus lernen – das ist das Grundanliegen des Buches. In diesem Sinne versucht der Theologe und Philosoph Heinzpeter Hempelmann, die Anliegen und Argumente seiner Gegner zu erfassen und zuerst einmal darzulegen, wo sich zwischen Atheismus und einem auf der Verbindung von Glaube und Vernunft basierenden Christentum ein Konsens abzeichnet: im Bemühen um kritische Rationalität, die auch Religionen auf den Prüfstand stellt, und in der Suche nach Wahrheit. H. sieht in den Argumentationen der Atheisten deshalb eine Ressource für den Glauben.

Trotzdem – oder gerade deshalb – nimmt die Widerlegung typischer atheistischer Ansichten einen großen Teil des Buches ein. Die üblichen Verweise auf Inkonsistenzen im Glaubenssystem und die Verbrechen in der Kirchengeschichte werden nur gestreift, vielmehr konzentriert sich H. auf mit naturalistischem Denken verbundene Argumente, die er fundamental wissenschaftstheoretisch angeht. Sein Hauptvorwurf: Der Naturalismus, auf den sich die „neuen Atheisten“ berufen, will „nur naturwissenschaftliche Erkenntnisse als Zugang zur Wahrheit [...] akzeptieren“ (111); doch aufgrund ihrer methodologischen Selbstbegrenzung (auf das empirisch Wahrnehmbare) können Naturwissenschaften gar keine Aussagen über Ethisches, Metaphysisches u. Ä. treffen. Wenn Atheisten also mit Verweis auf naturwissenschaftliche Erkenntnisse Gottes Existenz bestreiten und eine neue Ethik entwerfen, vermischen sie Wissenschaft und Weltanschauung und verletzen damit die kritische Rationalität, die sie so sehr hervorheben.

In einem eigenen Abschnitt geht das Buch speziell auf die Angriffe auf unser gewohntes Menschenbild durch die Neurowissenschaften ein: Forscher, die unsere Gedankenwelt auf neuronale Ströme reduzieren und dem Freiheitsgedanken einen Determinismus entgegensetzen, überschreiten ebenfalls die wissenschaftstheoretischen Möglichkeiten ihres Faches. H. identifiziert Denkfallen und zerpflückt nur vordergründig überzeugende Argumente.

Das Buch stellt den gegenwärtigen Atheismus – mit besonderem Blick auf die Giordano Bruno Stiftung – als eine nicht zu unterschätzende Größe dar, dessen Positionen nicht einfach abgetan werden dürfen, gerade weil sie auch für einen „bürgerlich-akademischen Nebenstrom potenziell anschlussfähig“ (64 f.) sind. „Eine bloß defensive, sich auf das erkenntnistheoretische ‚Patt‘ in der Frage der Erkennbarkeit Gottes zurückziehende Haltung reicht im Gespräch mit dem Neuen Atheismus nicht aus, insofern es für die neuzeitliche und moderne Welterfahrung kennzeichnend ist, dass ihr die Evidenz für die Präsenz eines theistisch zu denkenden Gottes in dieser Welt weitgehend abgeht“ (155). Deshalb macht H. sich in einem kürzeren, abschließenden Teil auf

die Suche nach Gründen, die die Vernünftigkeit eines Glaubens an Gott zwar nicht beweisen, aber auch für religionsferne Zeitgenossen plausibel machen können.

Das Buch stellt nicht nur eine gelungene Einführung in wichtige atheistisch-naturalistische Argumentationsmuster dar, sondern bietet auch die notwendige kritische Analyse, verbunden mit einem dafür wichtigen Einblick in die moderne Wissenschaftstheorie; das alles auf einem durchaus anspruchsvollen, akademischen Niveau – und trotzdem in gut verständlicher Sprache. Zugleich ist das Buch ein Plädoyer für ein Christentum, das sich den Fragen der heutigen Zeit stellt und den Dialog und die Auseinandersetzung mit Andersdenkenden sucht – ganz im Sinne einer missionarischen Pastoral.

Was das Buch nicht explizit thematisiert, was aber letztlich unübersehbar ist: Obwohl der Atheismus einen Angriff auf Religion generell darstellt, schreibt H. aus einer bestimmten christlichen, genauerhin evangelischen Position heraus – was gerade in seinem Rückgriff auf die hochproblematische Intelligent-Design-Theorie zur Plausibilisierung (nicht zum Beweis!) des Schöpfungsglaubens besonders deutlich wird. Aber nicht nur deshalb, sondern aus prinzipiellen Gründen, die H. ja selbst im Buch darlegt, unterliegen auch seine Ausführungen dem kritischen Diskurs, entbinden den Leser nicht davon, sich selber ein kritisches Urteil zu bilden. Auch wenn man also nicht allen seinen Argumenten zustimmen will, ändert das nichts am grundsätzlichen Wert des Buches als Ermutigung und Wegweiser zum Diskurs. *Martin Hochholzer*

Ehrenamt und Kirche

71. Österreichische Pastoraltagung

Markus-Liborius Hermann

Das Österreichische Pastoralinstitut (ÖPI) veranstaltete vom 13.–15. Januar 2011 in Salzburg die 71. Österreichische Pastoraltagung, die in diesem Jahr zum Thema „Für Gottes Lohn?! Ehrenamt und Kirche“ zusammenkam. Das ÖPI ist eine Einrichtung der Österreichischen Bischofskonferenz, deren Ziele und Aufgaben u. a. die Beratung und Durchführung von Aufträgen der Österreichischen Bischofskonferenz in pastoralen Anliegen, die Koordinierung bedeutsamer pastoraler Planungen und Aktivitäten und die Erarbeitung von Grundlagen für eine situationsgerechte Pastoral sind. Darüber hinaus ist das ÖPI die Kontaktstelle für den Erwachsenen- und Katechumenat. Die seit 1931 stattfindende Österreichische Pastoraltagung ist eine der größten kirchlichen Tagungen in Österreich und wurde in diesem Jahr von über 350 Personen, darunter auch eine Reihe von Bischöfen, besucht.

Ausgangspunkt und Thema war das sich im Umbruch befindende ehrenamtliche Engagement, das natürlich auch in der Kirche Thema ist. Nicht umsonst riefen die Vereinten Nationen 2001 ein „Internationales Jahr der Freiwilligen“ aus, und in diesem Jahr folgte die Europäische Kommission mit dem von ihr ausgerufenen „Jahr der Freiwilligentätigkeit“. Zumindest in Österreich steht der kirchlich-religiöse Bereich mit 430.000 Ehrenamtlichen auf Platz 3

der Rangliste der formellen Freiwilligenarbeit. Mehr Freiwillige finden sich dort nur noch in den Bereichen „Kunst-Kultur-Unterhaltung“ (517.000) und „Sport und Bewegung“ (475.000). Doch das Verständnis des Ehrenamts ist in Bewegung geraten. Dies liegt nicht nur an den sich ändernden Rahmenbedingungen, sondern auch an sich wandelnden Erwartungen, Motivationen und Ansprüchen, was sowohl in gesellschaftlichen als auch in kirchlichen Kontexten spürbar ist. Die feststellbaren Veränderungsprozesse verweisen im kirchlichen Kontext vielmals auf die Transformationskrise der Kirche und den schwierigen Umgang damit insgesamt.

Die Tagung eröffnete der Dogmatiker Prof. Dr. Alois Halbmayr, Salzburg, mit einer theologischen Grundlegung über Zu- und miteinander im Volk Gottes. In einer

systematisch-theologischen Reflexion zum Ehrenamt stellte er im Blick auf die „Grundberufung des Christ-Seins“ die Frage, wie angesichts der aktuellen strukturellen Rahmenbedingungen das kirchliche Ehrenamt, das sich wie auch das bürgerliche Ehrenamt durch Freiwilligkeit, Öffentlichkeit, Unentgeltlichkeit und Gemeinnützigkeit auszeichnet, so gestaltet werden kann, dass es „sowohl die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit [unterstützt] als auch einen gesellschaftlich-politischen Gestaltungsanspruch“ erfüllt. Dabei verdeutlichte Halbmayr zunächst, dass es noch aussteht, den genuin ekklesiologischen Status des Ehrenamts ausgehend von der allgemeinen Berufung aller Christen zum Apostolat im Gefüge der kirchlichen Dienste und Ämter genau zu bestimmen. Grundsätzlich aber erscheint das Ehrenamt



Salzburg:
Blick über die Altstadt auf die Festung Hohensalzburg.

als eine Form konkreter Christusnachfolge. Als ein „Hauptkriterium für die konkrete Gestaltung und Entwicklung“ der Ehrenämter bestimmte Halbmayer die Frage, ob und inwiefern diese helfen können, „Biotope des Glaubens“ und erfahrbare Zeichen von Kirche zu sein. In diesem Zusammenhang wurde erneut deutlich, dass das Vaticanum II den Dienstcharakter aller Ämter betont. Grundlegend ist für Halbmayer jedem ehrenamtlichen Engagement die christliche Berufung zum Menschsein vorgeschaltet und damit auch die Aufgabe zum Dienst gegenüber der ganzen Menschheitsfamilie. Allerdings wäre es ein Fehlschluss, das kirchliche Ehrenamt als einen „Ausweg aus der gegenwärtigen Transformationskrise der Kirche [und] Antwort auf den Priestermangel“ anzusehen.

Von Prof. Dr. Paul Michael Zulehner, Wien, wurden pastoraltheologische Anmerkungen zu der von ihm durchgeführten Pfarrgemeinderats-Studie 2009 *„Der Reichtum der Kirche sind ihre Menschen“* im Blick auf die kirchliche Zukunftsfähigkeit und -hoffnung gemacht (vgl. *evangel* 1/2010, S. 32 f.). So beschrieb er die „ekklesiale Altersdepression“, die sich im gemeindlichen „Sorgenquintett“ (1. keine Gottesdienstbesucher, 2. keine Kinder und Jugendlichen, 3. kein Ehrenamt, 4. kein Priester am Ort und 5. keine eigene Pfarrei) zeigt, und verwies daraufhin auf den biblisch fundierten Grund zu guter Hoffnung, auf den alles „neu“ machenden Gott (Jes 43,19). Da der Glaube heute nicht mehr Schicksal, sondern Wahl ist (Peter L. Berger), kommt es für Zulehner vor allem darauf an, die „Bindungskräfte“ zur Kirche zu stärken und/oder neu zu schaffen. Nur auf diese Weise könnten Irri-

tationen geschultert und die instabile Situation der sich im „Austrittsstandby“ befindenden Kirchenmitglieder gefestigt werden. Im Blick darauf, dass nicht die Kirche, „wohl aber ihre lang vertraute Gestalt“ vergeht, stellt sich für Zulehner die Frage nach einer Pastoral, die danach fragt, „welcher pastorale Vorgang [...] sich optimal in welchem pastoralen Raum“ eignet. In diesem Kontext wurden auch die wegbrechende „innere Verpflichtung zur sonntäglichen Eucharistiefeier“ und die „eucharistische Ausdehnung durch den Priestermangel“ thematisiert.

Mag. Margit Appel von der Katholischen Sozialakademie Österreichs referierte im Blick auf die Gesamtgesellschaft über die *„Ehrenamtlichkeit in Zeiten einer ökonomisierten Gesellschaft“* und damit über die Frage, welche gesellschaftspolitischen Veränderungen Auswirkungen auf die Bereitschaft zum freiwilligen Engagement haben. Ausgangspunkt ihrer Überlegungen zu den *„veränderten Lebens-, Zeit- und Arbeitsbedingungen“* war die aktuelle internationale und europäische „Engagementpolitik“ der UN und der EU, deren Hauptzielsetzungen sich für Appel im Wissenszugewinn über Freiwilligentätigkeit und in der Steigerung der Aufmerksamkeit für die gesellschaftliche Bedeutung der Freiwilligentätigkeit festmachen lassen. Ausgehend von einer feststellbaren „Prekarisierung von Erwerbsarbeit“ und Untersuchungen zum Ehrenamt, nach denen Freiwilligenarbeit vor allem von Menschen mit Erwerbsarbeitsbeschäftigung geleistet wird, kommt sie zu dem Schluss, „dass auf dem ‚Ehrenamts-Markt‘ genau dieselben Qualifikationen gefragt sind, die auch eine erfolgreiche Erwerbsarbeitsbeteiligung fördern“. So er-

gibt sich für Appel, dass ein „hohes Maß an bezahlter Beschäftigung und sozialer Sicherheit die beste Voraussetzung für freiwillige Betätigung schafft“. Eine kirchliche Reflexion zum Ehrenamt muss daher u. a. die Notwendigkeit der Anerkennung des Engagements und das Angebot von Weiterbildung für Ehrenamtliche bedenken.

Prof. Dr. Reinhold Popp, Professor am Salzburger Zentrum für Zukunftsfragen, stellte Überlegungen *„Zur Zukunft des Ehrenamts“* an und bedachte dabei das *„bürgerschaftliche Engagement und den sozialen Zusammenhalt“*. Ausgehend von A. Andersch' These, nach der die „Zukunft [...] der Gegenwart sehr viel ähnlicher sein [wird], als wir heute denken; aber die Gegenwart [...] schon sehr viel anders [ist], als wir sie heute wahrnehmen“, erläuterte Popp, dass das Ehrenamt kein überkommenes Phänomen, sondern in einer modernisierten Form ein Zukunftsmodell sein kann. Im Blick auf das Profil des typischen Freiwilligen (Mittel- bzw. Oberschicht; höherer Bildungsabschluss etc.) beschrieb Popp zehn Gebote für die Aktivierung junger Freiwilliger, zu denen u. a. eine bessere Anerkennung des freiwilligen Engagements und eine bessere Ausschöpfung des Engagement-Potentials gehören. Für ein modernisiertes und zukunfts-fähiges Ehrenamt hält er u. a. eine budgetäre Absicherung für notwendig, so dass freiwillige Tätigkeiten Erwerbsarbeit nicht ersetzen, sondern ergänzen. Daneben zählen auch die Akzeptanz des Ehrenamts, eine flexible Unterstützung von berufstätigen Ehrenamtlichen und die Betonung des Erlebnischarakters zu einer zukunfts-fähigen Gestalt des Ehrenamts.

Dr. Anna Hennersperger vom Institut für Theologische und Pastorale Fortbildung in Freising beleuchtete unter dem Stichwort „Grüßt die liebe Persis ... (Röm 16,12b)“ die „Kultur des Ehrenamtes“. Dabei identifizierte sie vier Dimensionen dieser Kultur, von denen zunächst die der „Selbsterwicklung“ genannt wurde. Darunter versteht Hennersperger das Phänomen, dass Ehrenamtliche „etwas für sich“ erwarten, der Weg also „von einer Bedarfs- zu einer Charismenkultur“ führt. Als ein weiterer Aspekt wurde eine „entscheidende“ Gestaltungsmacht benannt, was im Blick auf die Kultur des kirchlichen Ehrenamts eine Ermöglichung „sichtbare[r] Formen der [...] Ermächtigung“ bedeute. Als eine dritte Dimension erschien die „Beheimatung und Professionalität“, womit das Bedürfnis nach der Erfahrung von Gemeinschaft und Zugehörigkeit angesprochen ist, was letztlich eine Gleichwertigkeit der Sach- und Beziehungsebene beinhaltet. Zuletzt wurden auch von Hennersperger die „Anerkennung und Wertschätzung“ benannt, was sich u. a. in inklusiver Sprache und Partizipation ausdrücken kann.

Prof. Dr. Rainer Bucher, Graz, ging in seinem Beitrag „Das Eh-

renamt in der Transformationskrise der katholischen Kirche. Risiken und Perspektiven“ zu Beginn auf die Transformationskrise ein. Dabei forderte er, dass am Ende des neuzeitlichen Prinzips der Überschaubarkeit die pastorale Antwort der Kirche in der aktuellen Situation der Sprachlosigkeit, des Suchens und Neuentdeckens nicht in einer ausschließenden und „exklusiven“ Intensivierung der katholischen Identität liegen dürfe, sondern vielmehr eine „inklusive Heilslogik“, so wie sie in der Beschreibung des allgemeinen Heilswillens Gottes im Vatikanum II vorliegt, Grundlage aller pastoralen Überlegungen sein sollte. In diesem Kontext beschrieb er die Notwendigkeit einer theologischen Qualifizierung der bisher vor allem soziologisch definierten Kategorie der Ehrenamtlichkeit. Dabei trat er für eine Bestimmung der Ehrenamtlichen als „erfahrungsreiche Mitchristen“ mit eigener Authentizität ein, die (unter Umständen unentgeltlich) am Reich Gottes mitbauen. Die Kirche brauche alle, um das zu sein, was sie sein soll: Gottes Volk im Hier und Heute. Abschließend plädierte Bucher für ein Übersteigen der Erlaubnis- und Motivationsdiskurse hin zu Entdeckungs-

diskursen, weg vom „Ehrenamts-Management“ hin zu einer „Volk-Gottes-Aufmerksamkeit“.

Vervollständigt wurde das Programm der Österreichischen Pastoraltagung durch Erfahrungsberichte aus einem ehrenamtlichen Seelsorgeteam, der Katholischen Aktion und der Arbeitsgemeinschaft Katholischer Verbände sowie durch Gruppenarbeiten, die dem Kennenlernen und Gespräch dienten, und einer großen Anzahl von Workshops, die sich u. a. mit den für die Möglichkeiten für ehrenamtliches Engagement wichtigen gesellschaftlichen Veränderungen, den Standards professionellen Freiwilligenmanagements, der Motivation im Ehrenamt und pfarrgemeindlichen Leitungsmodellen mit Beteiligung Ehrenamtlicher auseinandersetzten.

Zum Abschluss gab Erzbischof Dr. Alois Kothgasser SDB, Salzburg, *spirituelle Impulse für ein christliches Engagement heute*. Die christlichen Grundüberzeugungen rufen selbstverständlich zum Dienst und geben dem Evangelium durch den Einsatz der Christen ein Gesicht. Als biblische Motive dieses Einsatzes benannte Erzbischof Kothgasser Erneuerung, Pilgerschaft in Gemeinschaft und die Arbeit im Herrn. Grundlegend erscheinen so für jedes christliche Engagement die Liebe, die Wahrheit, die Verantwortung und die Begeisterung.

Die Beiträge von Alois Halbmayer, Paul Michael Zulehner, Margit Appel, Reinhild Popp, Anna Hennersperger, Rainer M. Bucher und Erzbischof Alois Kothgasser werden in der im Sommer/Herbst 2011 im Wagner-Verlag erscheinenden Publikation nachzulesen sein. Näheres zum ÖPI unter: http://www.pastoral.at/fs_oeppi.html



Das Bildungshaus St. Virgil in Salzburg, Ort der Tagung.

Religion in Europa: Pluralismus, Säkularisierung, neue Vitalität

Vortrag von Prof. Dr. Hans Joas

Hubertus Schöнемann

Die Gesamtkonferenz der Militärseelsorger am 19.10.2010 in Berlin stand unter dem Thema „Glaubensverkündigung in der Postsäkularen“. In einem grundsätzlichen Beitrag sprach der Erfurter Sozial- und Kulturwissenschaftler Prof. Hans Joas über „Religion in Europa: Pluralismus, Säkularisierung, neue Vitalität“:

Joas stellte zunächst das Bild eines *homogenen christlichen Mittelalters* als das Ideal der Romantik des ausgehenden 18. Jahrhunderts in den Raum, wie es sich in den Schriften Novalis' niederschläge. Säkularisierung diene darin als Erklärung für Missstände der Gegenwart, die Hoffnung auf ein erneuertes Christentum als Ferment führe zu einer neuen Zukunft Europas. Gegenüber diesem Idealbild machte Joas deutlich, dass Europa nie einheitlich christlich gewesen sei. Er wies auf die Lebendigkeit vorchristlicher Religion und auf die innere Vielfalt des Christentums hin; diese religiösen Traditionen hätten sich ohne hermetische Trennung voneinander gegenseitig beeinflusst. Das Christentum in Europa sei nicht ohne die Rezeption anderer Religionen zu verstehen. So sei beispielsweise Meister Eckhart von jüdischer

Mystik beeinflusst, Franz von Assisi möglicherweise vom Islam.

Joas wendete sich gegen die Behauptung, die europäische Säkularisierung sei eine Folge von Modernisierungsprozessen. Zunächst müsse geklärt werden, was der Einzelne unter den Begriffen *Säkularisierung* und *Modernisierung* verstehe. Europas Unterschiede in Bezug auf Säkularisierung ließen sich nicht durch unterschiedliche Niveaus der Modernisierung erklären. Gegenbeispiel seien die USA, ein modernes und gleichzeitig religiöses Land. Es gebe keine Normativität des Verschwindens des Christentums, so dass es irgendwann einmal als Teil einer altmodischen, als Hindernis der Modernisierung hinter sich gelassenen Tradition überwunden sei. Modernisierungsschübe in anderen Ländern führten eher zur religiösen Vitalisierung als Begleiterscheinung (Beispiel Südkorea). Die anders gearbete Situation in Europa sei erklärungsbedürftig. Nach Joas gab es drei Schübe von Säkularisierung: 1791–1803 im Gefolge der Französischen Revolution (jedoch nicht seit 1789: Die Revolution an sich sei nicht unreligiös oder antichristlich gewesen), die Industrialisierung und Urbanisierung des

19. Jahrhunderts und die Zeit 1969–1973. Joas diagnostiziert heute eine zunehmende Sakralisierung des Körpers als Zugang zur religiösen Erfahrung. Der Unglaube hingegen feminisiere sich: „Früher waren eher die Männer ungläubig, sind aber wegen der Frauen nicht aus der Kirche ausgetreten, heute treten die Frauen selbst aus.“ Während der Urbanisierungsphase sei die Herausforderung zum Ausbau der kirchlichen Infrastruktur von den Religionsgemeinschaften nicht angenommen worden. So sei in Berlin bis 1870 keine neue protestantische Kirche gebaut worden.

Joas betonte, die europäische Säkularisierung sei nicht irreversibel. Grundsätzlich gelte, dass die *retention rate*, der Grad also, in dem Glaube oder Nicht-Glaube von den Eltern an die nachfolgende Generation weitergegeben wird, bei Ungläubigen besonders niedrig sei. Es gebe keinen Grund zur Skepsis vor wirtschaftlichem und wissenschaftlichem Fortschritt, man dürfe sich durch die Säkularisierungsthese nicht intellektuell erschüttern lassen, dann könnten sich Ungläubige auch nicht mit einer Pseudohistorik des Untergangs der Religion begnügen. Vielmehr gebe es neue intellektuelle



Sich als Christen angesichts der Säkularisierung wegducken oder die Gegenwart als Chance zur Öffnung sehen: Das ist – so Joas – die Frage.

tuelle Konstellationen als Chance der Öffnung, die von den Religionsgemeinschaften bislang noch zu wenig genutzt wurden. So gebe es Revitalisierungen der Religion in Teilen des postkommunistischen Bereichs. Das Gebiet der ehemaligen DDR sei in Sachen Religion zwar noch Weltmeister ohne Anzeichen einer religiösen Revitalisierung, in Russland jedoch sehe dies ganz anders aus. Einen großen Beitrag zur Revitalisierung trage *christliche Migration* bei. Dies sei oft nicht eine Revitalisierung auf breiter Front, sondern eher eine *Pluralisierung*, bei der insbesondere charismatische Elemente gestärkt hervorgingen. Er, Joas, beobachte das Phänomen der Wiederentdeckung religiös durchsetzter Wurzeln durch Gebildete, die ein *neues Interesse für*

die Geschichte des Christentums als Teil ihrer Bildungstradition zeigten. Schließlich führe die Schrumpfung der konfessionellen Milieus zu so etwas wie der Herausbildung eines *überkonfessionell christlichen Milieus*, was sich besonders bei Eheschließungen zeige.

Joas votierte gegen ein Christentum, das sich selbst schamhaft als „Modernisierungsverlierer“ wegduckt. Die Christen müssten wegkommen von der Selbsteinschüchterung, dass der Glaube keine Zukunft habe. Religiöse Aktionsformen müssten aktualisiert werden. Starke Erfahrungen seien Gespräche zwischen Gläubigen und Ungläubigen, Verhärtung führe zu schlechter Kommunikation und letztlich zu Entfremdung. Es müsse darüber geredet werden, was ein adäquates Verständnis von

„Glauben“ sei. Der Neo-Atheismus eines Richard Dawkins sei ein quantitativ nicht ernst zu nehmender Import aus England.

In der nachfolgenden Debatte unterstrich Joas, dass der Grenze zwischen Glaubenden und Nicht-Glaubenden nicht zwingend die Grenze zwischen Mitgliedschaft oder Nicht-Mitgliedschaft in der Kirche entspreche. „Es können Leute auch Kirchenmitglieder sein ohne Glauben“, so Joas. Das Phänomen *believing without belonging* sei eben auch andersherum zu verstehen. Er bekräftigte nochmals, dass es eine intellektuelle Chance sei, über unterschiedliche Gegenwartsbilder und Zukunftshoffnungen miteinander ins Gespräch zu kommen. Es gebe zwar konkurrierende Weltbilder, es sei aber nicht so, dass sie nicht vermittelbar wären. „Ein domestiziertes Christentum als Messlatte für den anderen kann jedoch nur zur Skepsis führen.“ Wolfgang Huber sei Recht zu geben, der in der „Selbstsäkularisierung“, sich möglichst wenig als Christ zu erkennen zu geben, eine Gefahr sieht.

Joas unterschied drei Ebenen des Religiösen: Die theologischen Propositionen, die Erzählungen und Mythologie und schließlich die basalen Erfahrungen, die körperlich, praktisch und oft präreflexiv (beispielsweise das Gefühl, im Glauben geborgen zu sein) seien. Die Verbindung zwischen diesen drei Dimensionen scheine derzeit durchbrochen zu sein. Der Glaube an Jesus Christus bedeute eine neuartige Vermittlung von Transzendenz und Immanenz. Dabei gehe das Spezifikum des Christlichen zwar nicht verloren, werde aber durch vermehrte Anschlusspunkte zu anderen Religionen in einen neuen Rahmen hineingestellt.

Tagung „Religionspolitik als neue Herausforderung“

Tobias Kläden

Die Lage von Kirche und Religion in Politik und Öffentlichkeit ist seit einigen Jahren wieder neu in die Diskussion geraten. Nicht nur die wachsende Präsenz des Islam in Europa auf der einen, sondern auch Säkularisierungsprozesse auf der anderen Seite, die besonders die christlichen Kirchen treffen, lassen Rufe nach Modifikationen im bundesrepublikanischen Modell der kooperativen Trennung von Kirche und Staat laut werden. Ist es also eine neue Zeit für Religionspolitik – oder Zeit für eine neue Religionspolitik? Diesen Fragen ging ein Exper-

lenzclusters „Religion und Politik“ veranstaltet wurde.

Konsens wurde dahingehend festgestellt, dass Religion als gesellschaftliches Phänomen immer politisch ist und dass die Trennung von Religion und Politik wichtig ist, um die Religionsfreiheit schützen zu können (dies muss aber nicht in einem säkularistischen bzw. laizistischen Sinn verstanden werden). Auch dass es bestimmte Asymmetrien zugunsten der beiden großen christlichen Kirchen gibt (z. B. Status als Körperschaft des öffentlichen Rechts, Einzug der Kirchensteuer durch staatliche Finanzbehörden,

Der Konsens hört jedoch da auf, wenn genau bestimmt werden soll, welche Asymmetrien unvermeidlich sind und welche eigentlich zu überwinden wären. Auch bleibt umstritten, welche Instrumente zur Herstellung des Ausgleichs zwischen den verschiedenen Interessen geeignet sind.

Der Münsteraner Politikwissenschaftler Ulrich Willems vertrat die These, dass die normativen Prinzipien liberaldemokratischer Gesellschaften (Religionsfreiheit, Gleichheit, Neutralität des Staates, ausreichende wechselseitige Autonomie von Staat und Religion) sich nicht nur nicht spannungsfrei verbinden lassen, sondern des Ausgleichs und der je historischen Anpassung bzw. Interpretation bedürfen. Die Wahl des kooperativen Modells (das stärker auf das Prinzip der Religionsfreiheit abhebt, während ein Trennungsmodell stärker das Prinzip der Gleichheit im Fokus hat) auf Bundes- sowie Länderebene in Deutschland hat sich nach Willems bewährt, bedarf aber aktuell der Anpassung: Die religiös-christlich-großkirchliche Schlagseite in der Ausgestaltung der religionspolitischen Ordnung mache einen wesentlichen Reformbedarf nötig, sowohl im Bereich der Politik als auch im Bereich des Rechts. Je pluraler und komplexer die religionspolitische Lage sei, desto eher seien verhandlungsfähig (der bislang dominierenden) mehrheitsdemokratischen Verfah-



Gefragt: eine neue Balance im Verhältnis von Staat und Kirchen/Religionen/Weltanschauungen.

tengespräch nach, das vom 28.2. bis zum 1.3.2011 von den Sozialethikern Daniel Bogner und Marianne Heimbach-Steins im Rahmen des Münsteraner Exzel-

Recht auf Religionsunterricht), die sich aus der historischen Prägung und den reinen Mehrheitsverhältnissen ergeben, wird als solches eigentlich nicht problematisiert.

ren empfehlenswert, und das Ganze unter dem Schirm (verfassungs-)gerichtlicher Dezision.

Antonius Liedhegener, Politikwissenschaftler aus Luzern, warnte hingegen davor, die bisherige religionspolitische Ordnung zu verflüssigen; damit werde allen Beteiligten und Europas Demokratien insgesamt ein Bärendienst erwiesen. Würde der verfassungsmäßige Konsens über Religionsfreiheit unterhöhlt, dann könnten konsensuale Lösungen schwieriger gefunden und dadurch der Zusammenhalt und die Stabilität der europäischen Demokratien gefährdet werden. Insofern stelle das Ansinnen wesentlicher Reformen im Staatskirchen- bzw. Religionsverfassungsrecht ein gefährliches „Spiel mit dem Feuer“ dar.

Eine bislang kaum formulierte Position brachte Daniel Bogner aus theologischer Sicht ins Spiel, indem er das Kriterium des Selbstverständnisses der Träger des Grundrechts auf Religions-

freiheit ins Spiel brachte – hier eben die (katholisch-)theologische Perspektive. Seine These lautete, dass das bisherige staatskirchenrechtliche Regime die Artikulation des christlichen Selbstverständnisses mehr behindere, als es sie fördere. Zwar werden den Kirchen nicht unwesentliche Privilegien zugewiesen, jedoch werden sie dadurch auch „gehegt“, somit kontrolliert und in ihrer potenziellen Gefährlichkeit oder Widerständigkeit gezähmt. Das bisherige religionspolitische Modell in Deutschland habe also eine strukturkonservative Wirkung und bremse tendenziell ekklesiologische Weiterentwicklungen. Das Verteidigen von Privilegien sei zwar aus machtpolitischer Perspektive rational, aus theologischer Perspektive bestehe aber die Gefahr der „Zeugnisverdunkelung“ (vgl. z. B. den Themenkomplex der Kirchenfinanzierung – u. a. das deutsche Kirchensteuersystem, die Staatsleistungen an die Kirchen oder die

Bezahlung der Bischöfe). Die Großkirchen müssten, so Bogner, auch andere politische Ausdrucksformen als bislang finden und wegkommen von einem Modell des Interessenausgleichs im Hinterzimmer hin zur Interessensäußerung auf dem Marktplatz der demokratischen Gesellschaft. Ohne das bisherige System nun völlig umstürzen zu wollen, so wäre doch ganz konkret zu schauen, welche Position der Privilegierung funktional und welche nicht mehr zeitgemäß oder für die Botschaft des Evangeliums vielleicht sogar kompromittierend sei.

Die Tagung zeigte insgesamt und auf verschiedenen Feldern der Religionspolitik auf, dass zurzeit ein deutlicher Anpassungsdruck an die bestehende religionspolitische Ordnung besteht. Dabei ist noch weitgehend offen, wie die beteiligten Akteure mit dieser Situation umgehen und wohin die Zukunft des Religionsverfassungsrechts in Deutschland und Europa gehen wird.

Projekt „Theologie OST“

Tobias Kläden

Bereits zum zweiten Mal trafen sich auf Einladung des Leipziger Dominikanerkonvents, des Instituts Marie-Dominique Chenu (Berlin) und des Instituts für Pastoralhomiletik (Düsseldorf) Theologen und Theologinnen aus den ostdeutschen Bundesländern, um sich der Frage nach einer genuin ostdeutschen Theologie, besonders nach einer genuin ostdeutschen Ekklesiologie zu stellen. Was bedeutet es, dass die innere Einheit

von persönlichem Glauben und Kirchengemeinschaft zwar theologisch (und normativ) für konstitutiv gehalten wird, faktisch aber für die meisten Befragten religionssoziologischer Studien (nicht nur) in Ostdeutschland auseinanderfällt? Kann Religiosität angesichts der mit am weitesten säkularisierten Region Ostdeutschland überhaupt noch als eine Art anthropologische Konstante angesehen werden – gibt es den

„homo areligiosus“ (E. Tiefensee) wirklich? Kann das Evangelium in einen „unreligiösen Kontext“ wie den Osten Deutschlands inkulturiert werden – und wie würde die Verkündigung des Evangeliums dadurch verändert?

Der Erfurter Bischof Joachim Wanke begann damit, Bausteine für eine Missionskirche in neuzeitlicher Gestalt zusammenzutragen. Er tat dies mit einer Bibelarbeit zu Röm 15,1–21, wo es

zunächst um die Frage nach dem Götzenopferfleisch geht: Darf ein Christ rituell geschlachtetes Fleisch aus den Tempelfleischereien essen – eine Frage, die damals wohl etwa einen solchen Streit ausgelöst hat wie die, ob in der DDR katholische Jugendliche an der staatlichen Jugendweihe teilnehmen dürften. Paulus kommt anhand dieses Problems zu der Antwort, dass die Kirche sich am Lebensmodell Christi orientieren soll – er mahnt die verschiedenen Positionen („Starke“ und „Schwache“) zu gegenseitiger Rücksichtnahme. Kirche soll nicht um sich selbst kreisen, sie ist nicht um ihrer selbst willen, sondern um des Evangeliums willen da. Ein bloß individualistisches Verständnis von Kirche ist für Paulus ausgeschlossen; Heil und Unheil haben vielmehr einen gemeinschaftlichen Charakter. Kirche ist dann nicht einfach der Zusammenschluss von religiös Gleichgesinnten, sondern ein von Gott geschaffener Heilsraum. Das Evangelium als Botschaft von diesem Heil, von der Ansage eines grundsätzlichen Machtwechsels, bedarf in jeder Zeit der Übersetzung, so dass Menschen heute sie verstehen können. Das Ziel der Kirche liegt daher nicht in der Perfektionierung der Welt, und ihr Wesen besteht nicht darin (so wichtig diese Aufgabe auch ist), „soziale Feuerwehr für die Gesellschaft zu spielen“; genauso wenig geht das Wesen der Kirche darin auf, Bewerberin auf dem Markt der Sinnanbieter zu sein. Ziel der Kirche ist es vielmehr, den ganzen Horizont menschlicher Existenz offen zu halten. Dazu braucht es jeden Einzelnen als Zeugen für diese Botschaft in Wort und Tat, um die Biografien von Menschen mit dem Evangelium zu berühren.

Einen zweiten Impuls setzte Christian Bauer, Habilitand beim Tübinger Pastoraltheologen Ottmar Fuchs, indem er zu einer Zeitreise ins Nachkriegsfrankreich einlud. Der missionarische Aufbruch dieser Zeit ist vor allem mit dem Namen des Dominikaners Marie-Dominique Chenu verbunden, nach dem Mission heißt, „dass die Kirche aus sich herausgehen muss“. Denn mitten in der Welt entdeckt die Kirche ihren eigenen Gott. Man verstand sich daher insgesamt als eine Kirche im Zustand der Mission, die Kirche überhaupt als eine wesentlich missionarische, und gründete mit dem Modell der Arbeiterpriester eines der innovativsten Pastoralprojekte des 20. Jahrhunderts. Wirkungen dieses Missionsverständnisses finden sich auch im Zweiten Vatikanum, das nach Bauer ein Missionskonzil war. Von ihren eigenen Quellen her und unter den Zeichen der Zeit bestimmte das Konzil die Sendung der Kirche in die Welt neu.

Für die Ausformulierung einer spätmodern gegenwartsfähigen Ekklesiologie ist für Bauer ein Denken in Konstellationen nötig, das immer von mehr als einem theologischen Ort her zu betreiben ist. Er vertritt einen differenztheoretischen Ansatz, nach dem „Kirche zwei ist“; damit soll betont werden, dass Kirche eine Einheit, aber keine „Einsheit“ bildet. Für eine ausgewogene Gesamtekklesiologie ist der Rückgriff auf die beiden Kirchenkonstitutionen des Konzils, *Lumen gentium* und *Gaudium et spes*, nötig, so wie im Laufe der Kirchengeschichte seit jeher „pastorale Spannungseinheiten des Christentums“ kultiviert wurden: „Ortsgemeinden und Wandercharismatiker, Diözesankirche und Bettelorden, Pfarrmilieu und Arbeiter-

priester“. Die geistliche Herausforderung besteht darin, die beiden Pole in Balance zu bringen: die eucharistisch geprägte Kommunion-Kirche (Sammlung *ad intra*) wie die missionarisch geprägte Geh-hin-Pastoral (Sendung *ad extra*).

In der anschließenden Diskussion bestand Einigkeit darüber, dass das Ziel missionarischer Pastoral nicht die Rekrutierung neuer Mitglieder, sondern die Verkündigung des Reiches Gottes ist; dies bedeutet auch, dass Gott die Definitionsmacht über Kirchenzugehörigkeit oder -nichtzugehörigkeit zu überlassen ist. Missionarisch sein bedeutet dann, Orts- und Sprachwechsel zu vollziehen; eine missionarische Kirche ist immer eine fragende und eine lernende Kirche. Mission bedeutet aber auch, dem anderen etwas zu bringen, ihm sagen zu können, was ihm mangelt (nicht weil er schlechter ist – aber ich lasse den anderen nicht in Ruhe, weil er mir nicht egal ist). Es geht darum, dem anderen (wie mir selbst) zu helfen, nicht den Göttern dieser Welt zu verfallen. Bischof Wanke prognostizierte für die Zukunft der Kirche, dass sie zu einer bischöflichen Netzwerkkirche wird, mit lebendigen Knoten und Leuchttürmen, aber auch mit Leere. Der Osten Deutschlands ist dieser Situation, die nicht nur depressiv als Abbruch, sondern auch mit ihren Chancen wahrzunehmen ist, natürlich sehr viel näher als der Westen Deutschlands. Doch ist die Existenz als eine solche Missionskirche eigentlich der Normalfall von Kirche, während volksskirchliche Strukturen eher als Unfall der Kirchengeschichte anzusehen sind, wenn sie die Kirche am Erfolg der eigenen Verkündigung ersticken lassen.

Thaumazein

Kathartischer Katalysator

Sebastian Berndt

„Der ist Theologe, aber egal: Hauptsache, Metal!“ So wurde ich auf dem Party.San Metal Open Air, dem mit knapp 10.000 Besuchern größten Festival für Black und Death Metal, von meinen Mitcampern begrüßt. Meine Mitcamper, das waren vor allem fünf weitere „Regulars“ (regelmäßig schreibende Nutzer) der Usenet-Newsgroup *de.alt.music.metal* (damm) sowie zehn weitere „Metaller“, die über andere Kanäle mit dem einen oder anderen „damm’ler“ bekannt waren.

An sich sind Metaller ihresgleichen gegenüber aufgeschlossen, Fremden gegenüber aber reserviert. Was war nun mit jemandem anzufangen, der beides zugleich ist? Selbst die damm’ler, die alle von meiner Dissertation über „Metal und Christentum“ wussten und die ich fast alle schon zuvor einmal getroffen hatte (wie jedes soziale Medium treibt auch das Usenet auf reale Treffen zu) und virtuell seit zehn Jahren kannte, kamen immer wieder von sich aus auf das Thema Religion zu sprechen – zum Teil mit dem Bedürfnis, sich zu rechtfertigen, zum Teil, um Vorurteile kundzutun.

Diese Spannung suchte sich in kleinerer Runde – nicht jeder will jede Band unmittelbar vor der Bühne sehen, so dass eigentlich immer jemand im Camp anzu-treffen ist – nachts um 11 nach dem vierten Bier ihren direkten Ausdruck: „Du willst uns hier aber nicht missionieren, oder?“ –

Ein solches Unterfangen ist in einer vermutlich zu 80–90 % kirchenkritisch bis -feindlich eingestellten Umgebung natürlich völlig aussichtslos. Da im Metal eine klare Positionierung wichtig ist, die eine Einschätzung des Gegenübers ermöglicht (für Problematisierungen, Differenzierungen und kritische Distanz – meist in Form von Selbstironie – ist später immer noch Zeit), gab ich zur Antwort: „Doch, na klar, ich zwangstaufe euch jetzt alle, ob ihr

Campbewohner, ein zu diesem Zeitpunkt schon erkennbar alkoholisierte 18-Jähriger, begann zu schimpfen: „Gott, Allah – alles dieselbe Scheiße!“ Im Metalkontext eine eher harmlose Äußerung, die durch sein Outfit – umgedrehte Kreuze, Pentagramme und vielfach eine „666“ – deutlich schärfer ausgedrückt wurde. Doch sein gleichaltriger Kumpel – nicht wesentlich anders gekleidet als er – „schockierte“ die Runde mit: „Durch meine katholische Erzie-



wollt oder nicht!“ Durch diesen Sarkasmus hatte ich deutlich gemacht, mir der umgebenden Realitäten bewusst, aber nicht bereit zu sein, mich von meiner Zugehörigkeit zur Kirche zu distanzieren oder gar in die üblichen Vorurteile einzustimmen.

Dennoch – oder gerade deshalb – entwickelte sich die Situation noch weiter. Ein anderer

hung bleibt Gott einfach mein erster Ansprechpartner.“

Die Tirade war abgewürgt, ihr Sprecher sprachlos. Nach nur vier Sätzen war das Staunen über den „Metaltheologen“ ohne dessen aktiv „missionierendes“ Zutun dem noch größeren Staunen über den bekannten und doch so unbekannten Freund und sein „Bekenntnis“ gewichen.

Die nächsten Ausgaben von εὐangel:



Heft 2 / 2011

Schwerpunkt:
„Kirche als
lernende
Organisation“

erscheint im
Juni 2011



Heft 3 / 2011

Schwerpunkt:
„Kirche im
Kreuzfeuer“

erscheint im
September 2011



Heft 4 / 2011

Schwerpunkt:
„Internet-
seelsorge“

erscheint im
Dezember 2011

Unser Newsletter informiert Sie, wenn eine neue Ausgabe erscheint.

Bestellung unter: www.kamp-erfurt.de

Impressum

εὐangel. Magazin für missionarische Pastoral
2. Jahrgang, Heft 1
Erscheinungsmonat: März 2011
URN: urn:nbn:de:0283-euangel1/2011_0
ISSN: 2191-3781
erscheint 4 x im Jahr; kostenlos

Redaktion:

Dr. Tobias Kläden (Chefredakteur, v. i. S. d. P.),
Sebastian Berndt, Markus-Liborius Hermann,
Dr. Martin Hochholzer
Kontakt: 03 61 / 54 14 91-0
redaktion@kamp-erfurt.de

Herausgeber:

Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral,
Holzheienstr. 14, 99084 Erfurt, www.kamp-erfurt.de

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht
unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Bilder und Copyright:

soweit nicht anders angegeben: © 2011 KAMP und
deren Lizenzgeber. Alle Rechte vorbehalten.

Bild Titelseite:

© Hajo Rebers / PIXELIO, www.pixelio.de